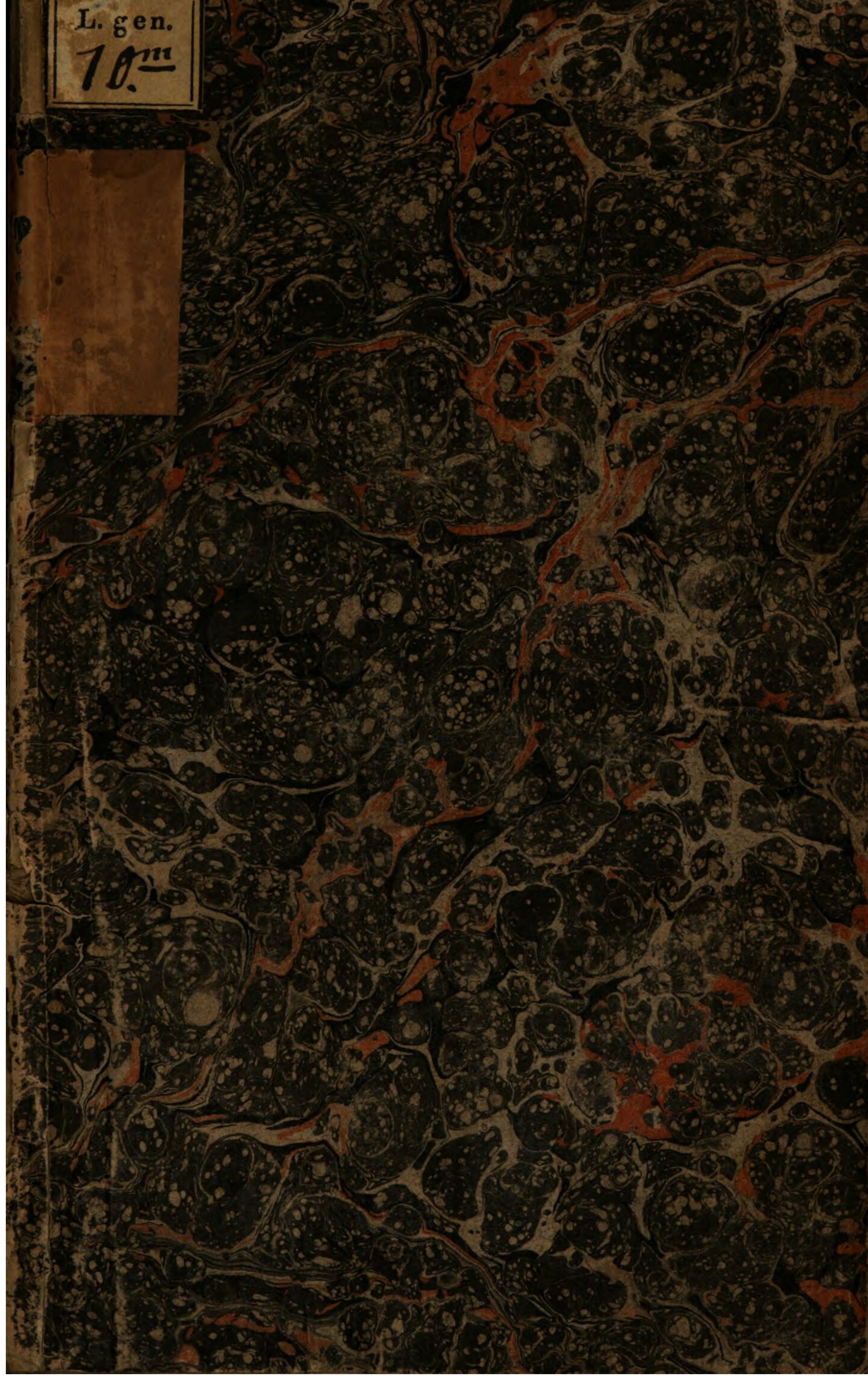


L. gen.

70^m



Gutz Hoff.

L. gen

10^m



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Pädagogisch - linguistische

A u f s ä t z e.

Cujusvis hominis est errare: nullius nisi insipientis
in errore perseverare.

CICERO PHIL. XII. 2.

E r s t e s H e f t.

Riga, 1811.

Bei Deubner und Treuy.

Im Namen der hochverordneten Censur - Committée dieser
Kaiserlichen Universität, ertheilt diesem Werke, nach vorherge-
gangener Censur, desmittelst die Druckbewilligung.

Dorpat, am 27. Januar 1811.

Karl Petersen,

Lektor der deutschen Sprache.

Der Druck dieses Buches wird unter der Bedingung bewilligt, daß nach Ab-
druck und vor dem Debit desselben ein Exemplar davon für die Censur-Committée,
eines für das Ministerium der Aufklärung, zwei für die öffentliche Kaiserliche Bi-
bliothek und eines für die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften, an die Cen-
sur-Committée eingesandt werden.

M i t a u ,

gedruckt bei Johann Friedrich Steffenhagen und Sohn.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

L i b a u e n ,

seinem

ehemaligen Lehrer und väterlichen Freunde,

weihet

dieses öffentliche Denkmal seiner innigen Dankbarkeit
und hohen Achtung

Johannes Daniel Braunschweig,

d e r V e r f a s s e r .

V o r r e d e.

Nicht Belehrung Anderer, nur Aufstellung einer pädagogischen Idee, ist der Zweck dieser kleinen Schrift. Auf strenge Ausführlichkeit kann sie daher nicht Anspruch machen. Es geht das Streben so vieler würdiger neuerer Pädagogen dahin, Sprache zu einem Gegenstande des Elementarunterrichts zu erheben. Aufgefordert durch das Herrliche der Sache selbst, versuchte ich,

mit stetem Blick auf die Psychologie, zu zeigen, in wie fern sich Sprache zu einem wahren Bildungsmittel des Geistes eignen könne. Am sichersten glaubte ich zu gehen, wenn ich einzelne Lehren aus dem großen Sprachgebiete mir zur Untersuchung vorlegte, und dann durch die Erfahrung die Bestätigung der gewonnenen Resultate zu erhalten suchte. Dies dürfte vielleicht der kürzeste und sicherste Weg seyn, um die Elementarmethode in dem Sprachunterricht zu finden. Ich wählte zum Anfange die Lehre von der Flexion der Zeitwörter. Was ich bei der Untersuchung ihres pädagogischen Werths fand, davon suchte ich die Bestätigung bei der Verbalflexion unsrer Muttersprache.

Hier mußte ich nothwendig auf die Ideen stoßen, die der würdige Seidenstüker und Bernhardi andeuteten. Dankbar erkenne ich das Streben dieser Männer — selbst da, wo ich von ihnen abweichen mußte, wenn ich nicht mein freies Denken ihrer Autorität aufopfern wollte. Die Flexion der deutschen Zeitwörter war bisher aus einem höhern Gesichtspunkte, — fast gar nicht bearbeitet worden; Seidenstükers kleinen aber gehaltvollen Versuch ausgenommen. Ich kann also um so eher geirrt haben, aber gewiß liegt doch eine verwandte Idee dem Ganzen zum Grunde. Um so sichrer kann ich dies behaupten, da ich in den romanischen Sprachen so viel Belege dazu gefun-

den habe. Ueberdem wird auch jeder denkende Sprachforscher nicht erwarten, daß alle Schöpfungen des Geistes in dem Sprachgebiete sich unter eine Regel ohne Ausnahme sollen bringen lassen. Will irgend Jemand von dieser Darstellung der deutschen Verbalflexion beim Unterricht Gebrauch machen, — so möge er nie vergessen, daß er durch einen einzelnen Theil nicht das hervorbringen könne, was durch das Ganze zu bewirken er unterlassen hat. Möge der Erzieher nur aufmerksam werden auf den Geist, der sich in den Sprachunterricht bringen lasse! Gewiß wird bald eine herrliche Zeit für diesen Zweig des Erziehungswesens eintreten; die Sprache wird in ihre Rechte

eingesetzt werden, als Bildnerin des Menschen auch durch ihre Form. Welches Ganze stellt nicht in ihr die innige Vereinigung der Form und Materie dar! Unter allen Gegenständen des Elementarunterrichts wird sie den ersten ihr zukommenden Rang einnehmen.

Ob es mir gelungen sey, wenn auch nur ein Geringes, zur Darstellung der Sprache als Elementarbildungsmittel beigetragen zu haben — das überlasse ich meinen denkenden Lesern zu entscheiden. Von ihrem Urtheile wird es abhängen, ob ich künftig öffentlich den Gang meiner Untersuchungen verfolgen werde.

Dies dürfte ungefähr der Gesichtspunkt

seyn , aus dem ich wünschte gelesen und beurtheilt zu werden. Ich habe meinen Zweck vollkommen erreicht , wenn dieses Wenige dem Erzieher Stoff zum weitem Nachdenken giebt, — und die guten Wünsche für das Wohl der Kinder erregt, mit denen es geschrieben wurde.

Die
Flexion der Zeitwörter,

dargestellt

aus dem pädagogischen Gesichtspunkte.

Flection der Zeit

Geometrie

der mathematischen Wissenschaften

Je unverkennbarer das Streben der neuern Pädagogik ist, in allen Fächern des menschlichen Wissens Methoden zu entdecken, die diese im Unterrichte auch zu wahren Bildungsmitteln des Geistes erheben: — desto mehr muß der Mangel daran in dem großen und wichtigen Sprachgebiete auffallen. Die Wichtigkeit des Sprachunterricht's, in der umfassendsten Bedeutung des Worts, haben die Erzieher bald mehr, bald minder gefühlt und auch andern einleuchtend zu machen gesucht. Der Beweisarten sind vielerlei gewesen; oft aphoristisch vom Genie, oft rednerisch vom Dichter geführt. Wenn aber Ideen Regulative für ein so wichtiges Gebiet des menschlichen Wissens, wie die Erziehungswissenschaft, werden sollen, dann bedarf es noch weit mehr. Solche Ideen müssen, in alle ihre einzelnen Theile zerlegt, und diese dann untersucht werden. Greifen alle diese Theile, selbst die unbedeutendsten, mit ihrem wohlthätigen Einfluß harmonisch in einander — so sind sie wahr, so sind sie der Natur des Menschen angemessen — und haben so erst pädagogischen Werth. Die Erfahrung giebt ihnen dann zuletzt noch die

Kraft der Haltbarkeit. Diesen letzten Mafsstab werden die Erzieher noch so lange immer als den wichtigsten ansehen müssen — als die Psychologie das Loos — man könnte beinahe sagen — der Vergessenheit behalten wird.

Sprache ist ein grofses, vielleicht das gröfste intensive Bildungsmittel. Prüfen wir diese, in so mannigfaltiger Form schon dargestellte, Idee der Erziehungswissenschaft; — legen wir uns ihre einzelnen Theile als durchaus zu lösende Aufgaben vor — so zieht die Lehre: „von der Flexion der Zeitwörter,“ unsere Aufmerksamkeit vorzüglich auf sich. Wir müssen die Wichtigkeit dieser Lehre in allen Sprachen fühlen, wenn wir nur achten auf unsere eigene schwere Jugenderfahrung, auf die Urtheile der Sprachkenner und Sprachlehrer — und auf die in den Sprachlehren darüber herrschende Verworfenheit.

Nach der Ansicht eines unsrer neuern denkenden Sprachforscher, lassen sich alle Sprachen auf zwei grofse Klassen zurückführen. Den Grund von dieser Eintheilung giebt die Flexion. Zur ersten Klasse gehören solche Sprachen, welche die Nebengriffe des Stammworts durch Ansezzung eigener einsylbiger Wörter ausdrücken, die schon an und für sich jene Nebengriffe bezeichnen. Unter diesen Sprachen der Praefixe, zeigt die chinesische Sprache an sich — am reinsten den Geist derselben. Die zweite Klasse bilden anderseits alle Sprachen, welche jene Nebengriffe des Stammworts durch eine Sylbenveränderung

desselben ausdrücken. Die indische und griechische Sprache betrachtet jener Sprachforscher als die vollendetesten unter den Sprachen der Flexion.

Wenn auch diese Eintheilung aller Sprachen manchem wichtigen Einwurf unterworfen seyn sollte; so leuchtet doch aus ihr das Wesen und die Bestimmung der Flexion bestimmt und schön hervor. Und mehr bedarf es hier nicht. Nun bleibt uns die Flexion nichts todtes, geistloses mehr. Sie ist ein Schaffen des menschlichen Geistes. Alles Schaffen des Geistes ist gewissen unabänderlichen Gesezen unterworfen, die tief in der Natur unenthüllt leben und schaffen. Also kann die Flexion kein Gewirr, kein zufälliges Spielen von Tönen seyn. Gesezze müssen ihr zum Grunde liegen, die dieses scheinbare Gewirr in eine schöne Harmonie auflösen.

Nur die wahre würdige Ansicht von dem Wesen der Flexion kann dem Erzieher das Vorurtheil nehmen, als ob sie vortheillose Wortspielerei wäre. Er wird zum wenigsten doch ein interessantes Resultat zu erwarten hoffen, wenn er sich zur Beantwortung die Frage vorlegt: „Welchen pädagogischen Werth hat die Lehre von der Flexion der Zeitwörter?“

Bei den Zeitwörtern werden durch die Flexion diejenigen Verhältnisse und Nebengriffe ausgedrückt, welche wir gewöhnlich mit dem Namen der Bestimmungssätze (*Modi*), Zeiten (*Tempora*), Personen (*Personae*) und Zahl (*Numerus*) bezeichnen. Da diese Verhältnisse und Nebengriffe der Zeit, der

Art und der Person immer wiederkehren, so hat die Geistesthätigkeit gewissen Sylben ihre alleinige Bestimmung für gewisse Nebengebiffe angewiesen. Diese Sylben, die man deswegen auch am genauesten charakteristische Kennzeichen nennen kann, werden dann jedesmal, sobald es nöthig ist, mit dem Stamm des Zeitworts innig zu einem organischen Ganzen verknüpft. Sind diese charakteristischen Kennzeichen aber losgerissen von dem Körper, dem sie angehören sollen, so stehen sie da als haltlose, todte Formen. Viele Sprachen der Flexion haben sich aber noch mehr jener andern grossen Klasse von Sprachen genähert, indem sie entweder Fürwörter oder andere abstrakte Zeitwörter zu Hülfe nahmen, um jene Nebengebiffe und Verhältnisse an einem Zeitworte zu bezeichnen. Diese, die Stelle von charakteristischen Kennzeichen einigermaßen ersetzenden Wörter, bleiben, wenn gleich losgerissen von dem Körper der Zeitwörter, dennoch immer eigne Wörter an sich. So stehen jene beiden grossen Sprachklassen, vermittelt dieser Verbindung, neben einander, und nicht mehr als entgegengesetzte Erscheinungen gegenüber.

Blieben jene charakteristischen Kennzeichen, und die Art ihrer Verschmelzung mit dem Stamm, immer dieselben; so wäre für den Lernenden keine Schwierigkeit mehr da, sondern nur die Gelegenheit, den einfachen Gang der Geistesthätigkeit zu bewundern. Aber es ist nicht so. Die charakteristischen Kennzeichen, die Art ihrer Verschmelzung mit dem Stamm,

beides verändert sich. Alle Erscheinungen dieser Art, die nicht so sind, wie die Mehrzahl, werden von den Grammatikern gewöhnlich ausgestoßen und mit dem Namen der Irregularität belegt. Dem Erzieher bleibt nun nichts übrig, als sie zu den nothwendigen Materialien für das Gedächtniß zu zählen. Doch sollte uns gerade diese Hemmung der Geistesthätigkeit in ihrem einfachen Gange ein Reiz seyn, die Ursache derselben aufzusuchen. Die Geistesthätigkeit muß doch auch hierin gewissen Gesezen folgen, wie könnte sie sonst jene Störungen bei Seite bringen? Wie könnten jene Störungen überhaupt entstehen? Die Frage, die sich der Erzieher vorlegt, gewinnt durch die gewisse Ueberzeugung vom Daseyn solcher Gesezze nun eine andere Gestalt. Sie lautet: Welche sind die Gesezze? und welchen Vorthail kann sich der Erzieher versprechen, wenn er sie seinem Zöglinge enthüllt?

Legen wir uns den ersten Theil der Frage vor: welche sind die Gesezze, die die Geistesthätigkeit bei der Bildung der Flexion leiten? so bleibt zur Auflösung uns Anfangs kein anderer Weg übrig, als den des Schließens aus der Analogie. Was wir aber hier gewinnen, das muß uns eine wiederholte Erfahrung an verschiedenen Sprachen noch lebendiger und anschaulicher machen. Wir wissen nämlich, daß die Bildung der Flexion ein Schaffen der Geistesthätigkeit ist. Die Gesezze, welche die Geistesthätigkeit befolgte, als sie die Sprache im Ganzen schuf, dieselben muß

sie auch beim Schaffen eines Zweiges derselben befolgt haben.

Als die Geistesthätigkeit sich die Sprache erschuf, wollte sie durch Töne ihre Vorstellungen, ihre Begriffe bezeichnen. Vorstellungen und Begriffe zur höchst möglichen Klarheit zu erheben, dahin arbeitet sie rastlos. Aus dieser ihrer Hinneigung geht hervor, daß sie jede Aehnlichkeit des Tons vermeiden wird, wenn sie verschiedenartige Vorstellungen und Begriffe in Worten darstellen will. So wie in der Geistesthätigkeit jede Vorstellung, jeder Begriff eine eigne, gleichsam unverletzbare Individualität ist — eben eine solche will beides auch in seiner Form, im Worte seyn. Sollte es sich also ereignen, daß, indem die charakteristischen Kennzeichen mit dem Stamme sich verschmelzen — ein Laut, eine Form entstünde, die einen andern Begriff ausdrückt — so wird eine Veränderung vorgehen — so wird eine neue Form entstehen müssen. Dieses Gesez, das man das Gesez der Individualität nennen kann, herrscht als das oberste bei allen Sprachoperationen der Geistesthätigkeit. Warum dieses Gesez gerade das vorherrschendste seyn muß — und warum Sprachen, die häufig gegen dasselbe verstossen, auf einer untern Stufe der Ausbildung stehen, dies bedarf wohl keiner weitern Ausführung.

Ein anderes Gesez — das freilich nur eines theils sich dem forschenden Blick enthüllt, aber seine Wirkungen dessenungeachtet deutlich errathen läßt — ist das Gesez der Korrespondenz. Wenn die Gei-

stesthätigkeit bei der Bildung der Sprache Erscheinungen der Sinnenwelt mit Tönen bezeichnen wollte, so eignete sie sich den Ton zu, den jene Erscheinung als eine Eigenschaft, wesentliche oder zufällige, in sich faßte. Daher entstanden die Onomatopöien, von denen eine Sprache desto voller ist, je unabhängiger sie von fremdem Einfluß blieb. Kaum ist es zu glauben, daß die Geistesthätigkeit, wie es der Zufall gebot, nach Tönen solle gegriffen haben, als sie weiter ging und auch übersinnliche Erscheinungen in der Sprache bezeichnen wollte. Man muß nothwendigerweise hier einen Zusammenhang, eine Korrespondenz ahnen zwischen den Tönen und der Vorstellung oder dem Begriff, d. h., zwischen dem Zeichen und der Sache selbst. Häufig finden wir bei entfernten, dem Organismus nach nicht verwandten Völkern, für ähnliche Begriffe ähnliche Töne. Woher diese Erscheinung? Sollen wir bei diesen Erfahrungen die gezwungenen Deutungen der Etymologen folgen, oder lieber natürliche annehmen, daß die Geistesthätigkeit bei Bezeichnung von übersinnlichen Gegenständen ähnliche Gesetze befolgt habe, als bei der Bezeichnung von sinnlichen. Vorstellungen, Begriffe, die eine gewisse Zartheit, Feinheit ausdrücken, können nur von einem schwach entwickelten Bewußtseyn mit vollen, schweren, schleppenden Tönen bezeichnet werden. Wir machen oft die Bemerkung, daß ausgebildete Töchter Sprachen nie an Schönheit, an Vollkommenheit ihrer ausgebildeten Mutter gleich kommen. Einfach ist der Grund, weil der freie, naturgemäße

Aufschwung des Genius unter den engenden Formen einer falschen Nachahmung erlag. Aus diesem Gesez der Korrespondenz ergibt sich also: erstens, daß in der Bildung der Flexion bei Zeitwörtern, die sinnliche Erscheinungen bezeichnen, oft Töne verworfen, und dafür korrespondirende gewählt werden — und zweitens ergibt sich, daß oft auch bei Zeitwörtern, die übersinnliche Gegenstände bezeichnen, wahrscheinlich ein Aehnliches statt finde. — Bei Muttersprachen werden überdem noch diese Fälle häufiger eintreten, als bei Töchter Sprachen.

Diese beiden Gesezze der Individualität und der Korrespondenz befolgt die Geistesthätigkeit des Menschen überhaupt. Ihre Wirkungen sind dieselben bei allen Sprachen. Es giebt aber auch noch andere Gesezze, die freilich auch in der menschlichen Natur liegen, deren Wirkungen bei verschiedenen Völkern, ihrem Organ gemäß sich aber verschieden, oft gar widersprechend äussern. Es sind die Gesezze der Harmonie und der Imitation.

Das Gesez der Korrespondenz weist uns schon ziemlich deutlich auf ein anderes hin, auf das der Harmonie. Wenn nämlich Vorstellungen, Begriffe, die eine gewisse Zartheit, Weichheit in sich fassen, nur durch zarte, weiche Töne bezeichnet werden — so ergibt sich daraus, daß die Geistesthätigkeit das Schöne auch auf die Form will übergehen lassen. Die Sänger der Vorzeit suchten vorzüglich den Reiz der Harmonie, des Wohlklangs der Wörter, durch eine gröfsere Anhäufung derselben zu vergrößern. Zum

Bewundern ist ihnen ihre Absicht gelungen, und oft glückliche Nachahmungen der neuern Zeit hat sie veranlaßt. In wie fern dieses Gesez der Harmonie bei der Flexion beobachtet wird, dies hängt von der Individualität des Volkes ab. Es giebt Sprachen, in denen dieses Gesez fast das vorherrschendste ist, und im Gegentheil wieder andere, bei denen es beinahe vernachlässigt wird. Gewisse Töne können dem Organ eines Volkes äusserst schwer fallen, demselben gar nicht angemessen seyn — und dennoch sind sie leicht und wohlklingend in dem Munde eines andern Volkes. Die reine Harmonie zeigt sich in einer einfachen, natürlichen Veränderung der Töne. Das Entgegengesetzte davon ist ein sinnloses Spielen mit verschiedenartigen Tönen, das sich nur in der Menge des Verschiedenen gefällt, wie wir es bei Kindern oft bemerken und auch oft in Sprachen finden. Dahin gehört z. B. die vielfache Modifikation des Tons *tl*, in der Sprache der Mexikaner. Es ist überhaupt sehr schwer, sich eine klare, deutliche Idee zu schaffen von dem Sprachcharakter eines Volks, in Rücksicht auf die Natur seiner Töne. Untersuchungen der Physiologen über diesen Gegenstand fehlen uns fast ganz. Woher kommt es, daß es Völker giebt, die ganz die Familie der Lippentöne: *b, p, f, m, w*, entbehren? Es giebt Sprachen, denen das *s* mangelt, und wiederum andere, bei denen es in vielfältigen Abstufungen etwas Charakteristisches ist. Wie ganz verschieden muß sich bei allen diesen das Gesez der Harmonie, des Wohlklangs, in seinen Erscheinungen ausspre-

chen? Die Natur hat sich in diesem ihrem Gebiete, dem menschlichen Forschungsblik, fast noch ganz verhüllt. Ob wir einst ihren wundervollen Schöpfungsgeist in seinem hellsten Lichte schauen und bewundern werden — es gar nur vermögen, das ist eine von den großen, schwer zu lösenden psychologischen Aufgaben. — Bis dahin aber werden alle philosophischen Spekulationen über den Ursprung der Sprachen — Produkte der Phantasie bleiben. Jedoch durch ununterbrochenes Aufmerken auf alle Erscheinungen dieser Art immer höhere erfreuliche Ansichten gewinnen — dies ist der auch schon jetzt nicht fehlende Lohn des genügsamen Forschers.

Jetzt bleibt uns kein anderes Gesez zur Betrachtung mehr übrig, als das der Imitation. Nur Sprachen, die aus andern entstanden, können sich diesem unterwerfen. Töchter Sprachen nämlich nehmen oft Wörter aus ihrer Mutter, und bilden sie nach ihrem Charakter um. Bliebe das Verfahren streng konsequent, diesen Wörtern neue Formen zu geben, so würde der Gang der Flexion nicht gestört werden. Aber die fremden entlehnten Wörter behaupten oft ihren alten eigenthümlichen Charakter, und so entstehen dann Abweichungen, die immer häufiger und schwieriger werden — nach dem Mafsstabe der Hinneigung der Töchter Sprachen zu ihrer Mutter. Dieses Gesez spricht oft so stark, daß die übrigen allgemein menschlichen bei weitem nachstehen müssen. Die Flexion der romanischen Sprachen liefert hiervon häufige Beispiele.

Dies wäre die versuchte Lösung des ersten Theils der Aufgabe, der die Darstellung der muthmaßlichen Gesezze verlangte, welche den Gang der Flexion bestimmen. Nur vielfache Erfahrung kann dem hier Gesagten und den darauf gegründeten Folgerungen die Gewifsheit geben. Um den zweiten Theil der Aufgabe zu entwickeln, müssen wir also annehmen, was das gewünschte Resultat des Versuchs seyn könnte — Wahrheit der aufgestellten Gesezze. Demnach nehmen wir das Daseyn und die Thätigkeit jener Gesezze für begründet an, und legen uns den zweiten Theil der Frage vor: „Welchen Gewinn kann sich der Erzieher versprechen, wenn er jene Gesezze seinem Zögling entwickelt?“

Nur der Grad des Einflusses auf den Bildungsgang des Geistes sollte die Annahme neuer Unterrichtsmethoden in der Erziehung rechtfertigen. Geglaubter Zeitgewinn läßt oft Methoden rasch ergreifen, welche, da sie nur einen geringen Einfluß auf die Bildung des Geistes haben — im Gegentheil den größten Zeitverlust hervorbringen. Lassen wir also hier die Aufzählung von manchen möglichen kleinen Vortheilen. Hier fragt es sich nur: gewinnt der Geist des Zöglings dadurch an wirklicher intensiver Vollkommenheit? Je vollendeter sich der Geist ausgebildet hat, desto richtiger, lebendiger, ins reale Leben übergehender — ist die Anschauung seines eignen Ich's — und der geistigen Aussenwelt. Auf diese beiden Punkte muß sich die Aufmerksamkeit bei der folgenden Untersuchung hef-

ten. Vorzüglich gegenwärtig muß uns also seyn, was wir eigentlich für Wirkungen erwarten von der Entwicklung der Flexionsgesetze. Wir können von diesem einzigen Theile der Sprachwissenschaft nicht erwarten, was nur das ungetheilte Ganze bewirken kann. Unsrer schon gewonnenen Ansicht gemäß, suchen wir nur, ob die entwickelte Lehre von der Flexion die Idee fester begründet, daß die Sprache das größte intensive Bildungsmittel sey. Wir suchen nur, ob diese Lehre mit ihren Wirkungen harmonisch eingreift in den großen Einfluß des Sprachstudiums überhaupt. Diese Lehre, herausgerissen aus dem Ganzen, und würde sie auch noch so vollkommen entwickelt, kann jenen wohlthätigen Einfluß nicht haben, den wir vielleicht finden werden. Ja, sie dürfte sogar gerade entgegengesetzte Wirkungen hervorbringen. Was also der Erzieher durch das Ganze nicht zu schaffen versucht, das darf er auch keinesweges vom einzelnen Theile erwarten.

Es giebt einen Zeitpunkt im Leben des Kindes, wo plötzlich das Bewußtseyn seiner selbst erwacht, das wir eigentlich das rein menschliche nennen können. Sein früheres Bewußtseyn war nur ein animalisches. Ein großer Denker der neuern Zeit setzte diesen Zeitpunkt auf den Augenblick, in dem das Kind zum erstenmale Ich ausspricht. Wichtig ist dieser Zeitpunkt für den Psychologen allerdings; aber für den Erzieher giebt es einen noch wichtigern, den, von welchem an das Kind über sich zu reflektiren anfängt, wo es sein Ich zum Denkenden und Gedachten macht,

d. h., wo es über sein Verhältniß zum Ganzen, über seine Bestimmung nachzudenken anfängt. Dieser Zeitpunkt kann nur nach dem erstern kommen. Möge der Erzieher vorher dem Knaben Ansichten vom Leben, von seiner eignen Bestimmung gegeben haben, welche er wolle — sie waren bis auf diesen Zeitpunkt nur historische Erkenntnisse. Von nun an aber bildet der Knabe sich selbst seine Urtheile im Stillen darüber — aus seinen eignen kleinen Erfahrungen und andern Prämissen, die der Erzieher oft nie ahnete. Von nun an will er seine eignen Ansichten, seine eignen Lebensregeln sich schaffen. Wäre es in der Natur nicht so, würden die Erfahrungen alle benutzt, die Jahrtausende des menschlichen Lebens uns überliefert haben — um wie vieles würden wir glücklicher leben. Aber wir müssen nun einmal alles selbst erfahren, um zur Ueberzeugung zu kommen.

Wenn also schon der Zeitpunkt so wichtig ist, in dem der Knabe über sich zu reflektiren anfängt — um wie viel mehr wird es nicht ein beständigeres Aufmerken auf sein eigenes Ich seyn. Uns hat die Natur im Innern einen Leitstern mitgegeben, der uns sicherer und weiter führt als der Verstand, einen Leitstern, auf den sich am Ende doch alle philosophischen Systeme, nur unter anderen Namen, anderen Modifikationen, berufen. Seine Weisung müssen wir verstehen lernen, das ist eine der größten Bestimmungen unsers Lebens. Wir können dies nicht anders, als wenn wir uns gewöhnen, auf uns selbst zu achten, über uns selbst zu reflektiren. Da müssen wir selbst finden und unsern

Zögling finden lehren den einzigen Maßstab menschlicher Tugend. Nur indem die materielle Seite unsrer Natur zu viel Reizbarkeit für die Aussenwelt hat, gelingt es ihr, unsrer höhern zu widerstreben und diese gleichsam untergehen zu lassen. Sie zieht unsere Geistesthätigkeit nach Aussen hin — und unsere Besonnenheit ist vernichtet. Je mehr dies der Fall ist, desto materieller wird der Mensch; es sey denn, daß das Leben selbst durch viele zurückstossende Erfahrungen ihn sich selbst wieder giebt. Nun muß er über sich selbst reflektiren, nun kehrt die Besonnenheit wieder, die Ruhe. Ob die Erziehungsmethode eine richtige seyn kann, welche der Seele des Knaben die Aussenwelt mit ihren durch die Kunst verstärkten Anreizungen immer vorführt — dies ist die wichtigste Aufgabe der Erziehungswissenschaft. Aber was bezweckt denn diese Methode am Ende anders, als die richtige Ansicht des Zöglings von Sich selbst. Diesen weiten, mit tausend Vergehungen bezeichneten Umweg, den sie aber dazu einschlägt, wird sie wohl schwerlich vor der Kritik des Psychologen behaupten können. Da nun wahre Ansicht seines Selbsts — Zweck der Erziehung ist — und die Aussenwelt doch vermöge ihrer mannichfachen starken Reize die Reflexion der Seele abzieht: so muß der Erzieher mit leiser Hand den Zögling leiten zum Aufmerken auf sein höheres Ich. Er muß ihm freilich keine Psychologie nach irgend einem philosophischen System geben, sondern durch allmälige Selbstbetrachtung ihn sich seine eigne Seelenkenntniß bilden lassen. Die

Aussenwelt muß ihm nur ein Medium seyn, wodurch er sich selbst nur noch mehr kennen lernt. Wenn die Aussenwelt nur mittelbar zur Selbstreflexion führt — so leitet die Betrachtung der Operationen der Geistesthätigkeit unmittelbar dahin. Von allen Operationen wirkt wohl unverkennbar die Sprache am meisten dahin. Die Lehre von der Flexion, als ein Theil der Sprachwissenschaft, theilt diese Wirkung in einem vorzüglichen Mafse. Sie enthüllt in ihren Formen und dem Schaffen derselben deutlich genug grofse Gesezze der Geistesthätigkeit überhaupt. Diese ziehen durch ihre Klarheit, Einfachheit, den Beobachter an, und geben ihm oft Gelegenheit, sie auch in andern grofsen Erscheinungen wieder zu finden. In jedem Augenblick kehren die Formen der Sprache wieder, in denen sich jene Gesezze aussprechen, und sind alsdann eben so oft unwandelbare Punkte, an denen sich die Reflexion anknüpfen kann.

So überzeugt davon, daß die Lehre von der Flexion, zweckmäfsig entwickelt, den Zögling zum Aufmerken auf sich selbst führen hilft, fragen wir nun: äussert sie nicht noch von einer andern Seite einen wesentlichen Einfluß auf die Geistesthätigkeit?

Durch eine gründliche Entwikkelung der Flexion, eine deutliche Darstellung ihrer Gesezze, und durch eine befriedigende Erklärung der abweichenden Formen, dringt sich nothwendig dem Geiste des Zöglings der Gedanke auf, daß nicht der blinde Zufall in dem Chaos menschlicher Töne geherrscht habe. Er

wird finden, daß schon auf der ersten Stufe der Volksbildung das tiefe Gefühl für Wahrheit, Deutlichkeit, Zweckmäßigkeit, Harmonie, die Gesetze zur Bildung der Sprache gaben. Er wird es als eine Folge der Individualität der Völker ansehen, wenn er sie bald einem Gesetze mehr huldigen sieht als dem andern. Wenn der Knabe bis zu diesem Punkte nur in der kleinen Aussenwelt um ihn unabänderliche Gesetze fand, nach denen sich alles richtete, so stößt er jetzt auf unwandelbare Gesetze in großen Operationen seiner Geistesthätigkeit. Er findet nun, daß diese schon wirken, auch wenn sich der Mensch noch ihrer nicht deutlich bewußt ist. So entsteht in seiner Seele nun die Ueberzeugung, daß wir uns nothwendig den Gesetzen unsers höhern Ich's unterwerfen müssen. Die nun wiederkehrenden Erscheinungen in der Sprache machen diese Ueberzeugung der Nothwendigkeit immer lebhafter und fester. Unverkennbar geht freilich diese Ueberzeugung hervor, aber was hilft sie dem Erzieher? so könnte man fragen.

Was leitet den Menschen in seinen Handlungen wohl anders, als die lebhafte Vorstellung dessen, was er thun will. Je lebhafter und beständiger diese Vorstellung bei ihm ist, desto weniger wird er wanken, desto weniger wird er einer von jenen Schwächlingen seyn, die sich von der Stimmung des Augenblicks leiten lassen. Es giebt keinen andern Weg für den Erzieher, seinen Zögling zu einem sittlich festen Menschen zu bilden, als wenn er die Vorstellung des Sittengesetzes in ihm so lebhaft und beständig wie mög-

lich zu machen sucht. Nicht Rührung, nicht Darstellung der schlechten materiellen noch überirdischen Folgen, nicht Strafen, nicht Beispiele werden diesen Zweck erreichen. Alle diese Hülfsmittel sind in andern Augenblicken eben so starke Verführungsmittel. In welchen Zeitaltern hat man wohl mehr als in den sogenannten kultivirten gesucht, in der Anregung des Gefühls, vorzüglich des ästhetischen, die Gewähr für die Sittlichkeit zu finden? Wenn hat es wohl mehr mittelmäßige Menschen gegeben? Als in einer andern Zeit die Religion noch unentweiht war — da äusserte sie ihr gebieterisches du mußt, denn Gott will es, auf den Menschen. So gebot sie ihm, nothwendig, unbedingt sich den Gesezen seiner höhern Natur zu unterwerfen. Jetzt muß die Ueberzeugung, daß sich alles nothwendig seinen Gesezen unterwirft, und mithin auch wir uns nothwendig unbedingt den Gesezen unsrer höhern Natur unterwerfen müssen — die Stelle der Religion so gut als möglich ersetzen. Man hat in neuern Zeiten sehr viel über den vortheilhaften Einfluß des Studiums der alten Sprachen auf die Bildung der Jugend gesprochen — und sich sehr oft in deklamatorischen Phrasen erschöpft. Die alten klassischen Sprachen bewirkten durch Entwicklung der Gesezze ihrer Bildung — was alle andere Sprachen bewirken können — Aufmerken auf sich selbst — und die Ueberzeugung von der nothwendigen Unterwerfung der Geistesthätigkeit unter höhere unabänderliche Gesezze. Die klassischen Sprachen waren aber auch die Sprachen einer Vorwelt, die

groß handelte — nicht aus religiöser Nothwendigkeit — sondern aus klarem Bewußtseyn unsrer nothwendigen unbedingten Unterwerfung unter die Gesetze unsrer höhern Natur. So bewirken diese Sprachen, was keine neuere kann. Sie leiten die Seele des Knaben zur Aufmerksamkeit auf sich selbst — und führen ihm zugleich herrliche Ideale hoher reiner, menschlicher Tugend vor. Ueberdem hat noch die Zeit auf das Fehlerhafte der Vergangenheit einen Schleier geworfen, so daß das Herrliche nur noch schöner glänzt, daß das Göttliche im Menschen nur allein sichtbar wird. Und dies bedarf der Knabe, denn in das Materielle unsrer Natur weiht die Gegenwart und das Leben den Jüngling nur zu bald ein.

Die innere sittliche Natur, von Kindheit an so rein wie möglich erhalten — diese dann zum klaren Bewußtseyn bringen — und zuletzt die Ueberzeugung geben, daß alles sich nothwendig und unbedingt seinen Gesetzen unterwerfen muß — dies sind vielleicht die einzigen Mittel in der Hand des Erziehers zur Bildung eines natürlich sittlichen Menschen im Geiste unsrer Zeit. Wie viel in dieser Hinsicht die Entwicklung und Darstellung der Sprach- und Flexionsgesetze — mitwirken, ist nicht zu verkennen.

Noch eines Gewinns müssen wir hier erwähnen, den eine naturgemäße Darstellung der Flexion für die Bildung des Geistes haben kann. Der Zögling lernt nämlich durch diese Zerlegung und Betrachtung der einzelnen Wörter — den Werth eines Wortes würdigen. Er wird es fühlen lernen, daß ein Spielen mit

Wörtern ein Vergehn gegen die Individualität des Wortes ist. Diese können wir nur als unverletzbar achten lernen, wenn wir wissen, daß sie uns für die Reinheit und Bestimmtheit der Vorstellung die Gewähr leistet. Die Lehre von der Flexion unterstützt in diesem Falle aber nur gewissermaßen die Lehre von den Synonymen, die jenen Zweck weit vollkommener erreicht. Hierzu können wir aber auch vorzüglich eine andere Art von Flexion, die wir die etymologische nennen können, benutzen. Alle Sprachen der Flexion bilden durch eine Verschmelzung von Umstands- und Verhältnißwörtern mit einem Stammzeitworte neue Zeitwörter, die mit dem Stamme in Ansehung der durch sie bezeichneten Vorstellung bald mehr bald weniger verwandt sind. Oft drückt das Stammzeitwort nur eine Erscheinung der Sinnenwelt aus, durch die Verschmelzung mit Umstands- und Verhältnißwörtern aber werden dann oft Vorstellungen von übersinnlichen Gegenständen damit bezeichnet. Diese Art von Flexion giebt dem Zögling einen anschaulichen Begriff, wie bei den Sprachen dieser Art das Wurzelwort den Keim zu so vielen andern enthält, die dennoch alle durch ein geistiges Band zu einer Familie verbunden werden. So lernt der Knabe gewiß den Werth der Wörter würdigen. Es ist nicht zu verkennen, von welchem Werthe die etymologischen Wörterbücher seyn müssen; aber auch eben so wenig, daß dieser so selten in unsern Schulen anerkannt wird. An etymologischen Wörterbüchern in den neuern Sprachen zum Schulgebrauch fehlt es uns

ganz. Diese große pädagogische Lücke mit philosophischem Geiste zu füllen, bleibt noch immer eine rühmliche Aufgabe für die Philologen.

*

*

*

Wir haben bisher die Lehre von der Flexion als eine Operation der Geistesthätigkeit des Menschen im Allgemeinen betrachtet, und den Einfluß ihrer Darstellung auf die richtige Ansicht des menschlichen Geistes von sich selbst. Die Flexion ist aber auch aus dem individuellen Geiste eines Volks hervorgegangen, also spiegelt sich dieser auch nothwendig in ihr ab. Würdigt sie der Erzieher nun aus diesem Gesichtspunkte, so kann er sich die Frage aufwerfen: Welchen Einfluß hätte wohl die Darstellung dieser Lehre auf die richtige Ansicht des Geistes von der geistigen Aussenwelt, d. h. den Völkern? Wir können schon ungefähr im Voraus bestimmen, daß uns die Untersuchungen zur Beantwortung der Frage auf drei Punkte führen werden, welche von einer naturgemäßen Entwicklung der Lehre mehr Leben und Klarheit erhalten. Das Auffassen des Nationalcharakters — die Vorstellung von der Verwandtschaft der Völker — und die Vorstellung von dem Gange ihrer Geistesausbildung. Jetzt müssen wir nur suchen, von welcher Art der Einfluß sey, den die Lehre auf diese drei Ansichten des Zöglings haben werde.

Jedem Erzieher ist die Erlernung einer fremden Sprache ein nothwendiges Mittel, seinen Zögling mit dem Geist eines fremden Volks bekannt zu machen. Möge er nun diese Kenntnisse als ein Bildungsmittel

des eignen Ichs, — oder als einen Beitrag zur richtigen Ansicht der Welt und des Lebens gebrauchen: immer will er doch ganz und richtig den Charakter des Volks auffassen lassen. Dieser Charakter zeigt sich nicht nur in der Denk- und Handlungsweise des Volks durch die Sprache dargestellt — sondern in der Sprache selbst. Abgesehen, was die Entwicklung aller Sprachgesetze überhaupt beitragen kann, um den Volkscharakter zur Anschauung zu bringen — wird der Zögling schon aus einer zweckmäßigen Darstellung der Lehre von der Flexion jene Absicht zum Theil erreichen. Er wird bald sehen, ob oft Laune, ob das Streben nach harmonischem Klang der Töne — oder nach einem Spiel mit denselben — ob Liebe zur Einfachheit, die blos die reine Vorstellung bestimmt darstellen will — die Motive waren, welche den Gang der Flexion leiteten. Wird durch diese Erkenntniß das Bild nicht vollendeter, lebendiger, das sich seine jugendliche Phantasie von dem Volke schuf? Es ist hier nicht der Ort zu zeigen, wie wichtig es für den Erzieher sey, daß der Zögling richtig und lebhaft den Charakter des Volks aufgefaßt habe; es würde uns zu sehr von unserm gestekten Ziele entfernen. Es ist hier hinlänglich, wenn wir wissen, daß diese Ansicht wirklich aus einer richtigen Darstellung der Lehre hervorgehen kann.

Wenn wir eine Vorstellung vom Charakter eines Volkes haben — so fassen wir das Bild doch nur aus einem gewissen Momente auf. Wollen wir aber durch Völkerkenntniß etwas Höheres bezwecken — so müssen wir auch wissen, welche und wie viele Momente

das Volk wirklich durchgegangen sey, um uns gerade in diesem Punkte zu erscheinen. Wir müssen seinen psychologischen Bildungsgang verfolgen können. Wie schwer es sey, ein treues Bild von dem Geiste der Zeit in einer vergangenen Periode — aus den Fakten der Nation zu entwerfen; das zeigt uns hinlänglich der Mangel an solchen gelungenen Darstellungen. In der Phantasie der Jugend giebt es nur Zerrbilder davon, anstatt lichtvoller Gemälde. Um diesen psychologischen Bildungsgang einer Nation zu verfolgen, haben wir einen zwar zu diesem Zweck wenig gebrauchten, aber doch zuverlässigen Mafsstab — die Sprache. Würdigen wir die Flexion als einen wichtigen Theil jenes Mafsstabes — so wird sie uns nicht unwichtige Resultate geben. Wir stoßen bei der Darstellung dieser Lehre auf Formen, die beinahe ganz bei Seite gelegt sind, es sei nun, daß sich das Gefühl für die Achtung der Gesezze verfeinert hat, oder daß ein anderes Gesez das vorherrschendste geworden ist. Aus der Menge der veralteten, der von dem konsequenten Gange abweichenden Formen ergibt sich bald, wie die schaffende Geistesthätigkeit von einem schwankenden Bewußtseyn der Gesezze allmählig sich zur klaren Anschauung derselben erhoben hat. Es geht hervor, wie sie dasjenige Gesez zum vorherrschendsten gemacht hat, das ihrer Individualität am meisten angemessen war.

Wichtiger für seinen Zweck ist dem Erzieher doch die andere Art der Flexion, die wir oben die etymologische nannten. Hier zeigt sich dem Zögling, wie

nach und nach aus den sinnlichen Vorstellungen die abstraktesten Begriffe bald leicht, bald mit bewundernswürdigem fernen Zusammenhange sich entwickelt haben. Diese Ansichten kann der Erzieher nur im reifern Knabenalter und bei einer vollendeten Kenntniss der Sprache überhaupt anregen. Hierbei wird es nun deutlicher, dass ein Zweig des grossen Sprachgebiets, losgerissen von seinem Ganzen, nicht Blüthen, nicht Früchte treiben kann.

Weniger wichtig, als die beiden vorhergehenden Ansichten, ist die Ansicht von der Verwandtschaft der Völker, die durch die Lehre von der Flexion erweitert und berichtigt werden kann. Noch ist das Band immer nicht entdeckt, das alle Völker unsrer Erde zu einer Familie vereinigt. Hypothesen lassen uns bald ein Geschlecht seyn — bald trennen sie uns wieder als fremdartige. Wenn der Erzieher unmittelbar den Geist seines Zöglings entwickelt durch Anschauung des eignen Ichs, dann ist diese Ansicht ihm gleichgültig. Wenn er aber dies nur mittelbar durch das Medium der Aussenwelt erreichen kann, dann muss er suchen Einheit, Zusammenhang unter ihre Erscheinungen zu bringen, um die hohen Gesezze der Natur hervorleuchtender zu machen. Durch eine genaue Kenntniss der wahren Verwandtschaft der Völker erklärt der Zögling sich am besten, von welcher Art der Einfluss war, den ein Volk auf die Entwicklung des andern hatte. Wichtig ist dies für die Einsicht in den psychologischen Bildungsgang der Nationen. Die Flexion giebt uns zwei Wege an, auf denen wir zur richtigern Kenntniss von

der Verwandtschaft der Völker gelangen können: die Aehnlichkeit der charakteristischen Kennzeichen — und die Aehnlichkeit der Gesezze in der Bildung der Formen.

Die charakteristischen Kennzeichen sind bei der Flexion beinahe eben so wichtig als der Stamm, denn sie geben diesem erst seine eigentliche Bestimmung. Es läßt sich daher vermuthen, daß die Geistesthätigkeit nicht durch Zufall diese Töne wählte. Wir können also mit ziemlicher Gewifsheit von der Verwandtschaft dieser Töne auf die Verwandtschaft des ganzen Organismus schließen. Weit unsicherer ist der Schluß von der Beobachtung ähnlicher Gesezze bei der Flexion. Weil die Gesezze, das der Imitation ausgenommen, allgemein menschliche sind, so kann ihre Annahme in konkreten Fällen wenig entscheiden. Die etymologische Flexion führt uns in dieser Hinsicht sehr sicher und sie ist daher zu diesem Zweck bald mit mehr, bald mit weniger philosophischem Geiste gebraucht worden. Hier erscheint das Stammwort als ein Keim, aus dem sich ein lebenvolles Ganze entwickelt. Von welcher Wichtigkeit ist also nicht dieser Stamm? Können wir nicht sicher von der Aehnlichkeit der Stammwörter — auf die Verwandtschaft der ganzen Sprache schließen? Verwandte Völker durch Schiksale, weit von einander getrennt, bewahren dennoch den Stamm ihrer Sprache unverletzt als ein ehrwürdiges Palladium ihrer gemeinschaftlichen Abstammung.

*

*

*

Mit diesem Zuge wäre die Untersuchung geschlossen, die uns den Einfluß zeigen sollte, den eine na-

turgemäße Darstellung der Lehre von der Flexion auf die Geistesentwicklung des Zöglings haben könnte. Die Resultate dieser Untersuchung werden nicht unter unsrer Erwartung gewesen seyn, wenn wir uns jetzt wieder erinnern, daß wir von dieser einzelnen Lehre der Sprachwissenschaft nur erfahren wollten, ob sie mit ihren Wirkungen harmonisch eingreift in den großen Einfluß des Sprachstudiums überhaupt. Der Erzieher ist nicht berechtigt, das allein vom einzelnen Theile zu erwarten, was er durch das Ganze nicht zu schaffen versucht. Wenn wir nun wirklich von der Wahrheit dieser Sätze überzeugt sind, und sie in die Praxis wollen übergehen lassen — so bieten sich uns dazu drei Gegenstände dar — die alten Sprachen — die neuern — und die Muttersprache. An welchen von diesen wäre es für den Erzieher wohl am zweckmäßigsten die Lehre zu entwickeln?

Gehen wir in diese Untersuchung ein, so stoßen wir auf einen wichtigen Punkt, der in neuern Zeiten vorzüglich zur Sprache gekommen ist: den des Vorrangs der alten Sprachen vor den neuern bei der Geistesbildung der Jugend. In wie fern sich zwei große Systeme der Erziehungswissenschaft um diesen Punkt drehen, ist hinlänglich bekannt. Eben so bekannt ist es, daß ein achtungswürdiger Pädagog sich in seiner Darstellung beider Systeme für die alten Sprachen erklärt hat.

Wir würden uns zu unserm Nachtheil von dem einmal gesteckten Ziele entfernen, wenn wir hier in jene Untersuchungen eingehen wollten. Bleiben wir

aber strenge bei unserer Aufgabe, welche von jenen Sprachen zur Entwicklung der Flexionslehre die vortheilhafteste sey, so erreichen wir vielleicht mehr als wir erwarteten. Denn sollen pädagogische Ideen von grossem Umfange kritisch untersucht werden, so muß man erst die einzelnen kleinern Theile zergliedern, und dann erst zur Prüfung der Ansicht des Ganzen emporsteigen. Unterlassen wir das erstere aber, so stehen wir in Gefahr, bald mehr über ein Bild der Phantasie, als über die reale Sache selbst zu sprechen, und uns daher mit unsern Gegnern, bei denen es eben so gegangen ist, nie zu verständigen. Die alten Sprachen, die in jenem Streite genannt sind, sind Sprachen der Flexion. Wie wichtig eine richtige Entwicklung der Flexion für den Erzieher werden kann, das haben wir gefunden. Wenn wir also jezt untersuchen, welche von den Sprachen dem Erzieher für die Entwicklung der Flexionslehre die wichtigste ist, so erreichen wir einen doppelten Zweck. Wir finden, welchen Weg wir bei der Praxis für unsern Gegenstand einschlagen sollen, und zu gleicher Zeit tragen wir auch zur Entscheidung jenes grossen Streits ein Weniges bei, indem wir einen nicht unwichtigen Theil jener Ideen mit einander vergleichen.

So viel uns auch die alten Sprachen an glücklichem Einfluß auf die Geistesbildung gewähren — so können wir doch nicht ein Gleiches von ihnen erwarten für unsern Zweck, wenn wir das Wesen der Flexion auch nur um ein Weniges aufgefaßt haben. Die Flexion besteht aus einem Zusammentreffen von Tönen, von

denen ein Theil die Vorstellung bezeichnet — ein anderer aber die Nebenverhältnisse derselben. In dem Zusammenschmelzen dieser Töne erkennen wir das Walten jener großen Sprachgesetze der Individualität, Korrespondenz, Harmonie. In den todten Sprachen aber sind uns die Töne verloren gegangen, nur die Zeichen dafür und ihr muthmaßlicher Werth sind uns geblieben. Verknüpfen wir denn mit jedem Zeichen den rechten Ton? Spricht nicht jede neuere Nation die todten Sprachen ihrem eigenen Organ gemäß aus? Dadurch aber verlieren diese ihre schöne Individualität und werden eine Modifikation eines fremden Organs. Verhallt ist ihr sinnvoller Ton, und mit Recht nennen wir sie todte Sprachen. Ihr Geist aber lebt das schöne Leben der Unsterblichkeit. Mit dem Ton ist uns auch der Schlüssel zur Erklärung aller etwanigen abweichenden Erscheinungen in der Flexion verloren gegangen. Alle diese müssen wir, getrennt vom Ganzen, als wesenlose Anomalien dastehen lassen. Von der Harmonie, von der Korrespondenz der Töne jener Sprachen, können wir uns nur eine dürftige Vorstellung machen. Alle Schlüsse, die wir daraus nun weiter auf den ganzen Charakter des Volks selbst ziehen, haben daher nur einen schwankenden Grund. — Hieraus können wir es uns nun auch erklären, warum jene Untersuchungen — zu welchen Zweigen des kaukasischen Menschenstammes jene Völker des hohen Alterthums gehörten — noch so sehr im Dunkel liegen.

Welche Gewalt das Gesetz der Individualität ausgeübt habe, selbst davon können wir uns keinen deut-

lichen Begriff machen. Ein und dasselbe Zeichen kann ja in Verbindung mit andern einen verschiedenen Ton bezeichnet haben; etwa wie der vierfache Werth des französischen *e* auch ohne Accent kennbar ist. Wollte man in den alten Sprachen die wahren eigenthümlichen Töne herzustellen versuchen, wie Scheller es in dem Lateinischen gethan hat, so unternimmt man eine schwierige, vielleicht gar undankbare Arbeit. Wie schwer und unsicher ist es schon nicht, durch Kombination den wahren Ton aufzusuchen, geschweige noch, daß mancher Ton gar nicht genau zu bezeichnen ist.

So ergibt sich denn, daß die Gesezze der Flexion in den todten Sprachen bei weitem nicht so bestimmt, so anschaulich, so lebendig hervorgehen können. In dieser Rücksicht werden die lebendigen Sprachen mehr leisten, weil wir in ihnen den Werth des Tonzeichens sehr genau bestimmen können. Hier werden wir also mit Sicherheit urtheilen über Harmonie, über Korrespondenz, über Individualität, über Leichtigkeit der Töne. Hier ist nun also der Schlüssel zur Erklärung der meisten Verschiedenheiten in der Flexion nicht verloren gegangen.

Da man gewöhnlich der Grammatik der todten Sprachen im Allgemeinen eine gewisse Einheit, eine gewisse Konsequenz als Vorzug eingeräumt hat, und zwar als wesentlichen Vorzug vor den neuern Sprachen — so könnte man auch auf ein Gleiches hier bei der Flexion schließen. Aber gerade hierin werden wir ihnen jenen vermeintlichen Vorzug nicht einräumen

können. Wenn auch die Flexion der griechischen Zeitwörter nicht die Abweichungen der römischen hat, — so erscheinen wieder in ihr viele Formen aus verschiedenen Dialekten, die oft abwechselnd gebraucht werden. Es erscheinen da Zeitwörter, bei denen viele Zweige der Flexion ganz fehlen oder auch viele Formen ungewöhnlich sind. Dies alles hat seinen Grund darin, daß die griechische Schriftsprache nicht sowohl eine veredelte Volkssprache ist, als vielmehr ein Produkt mehrerer Dialekte, wobei oft politische Verhältnisse bestimmten, aus welchem von ihnen das Meiste in Schriftsprache übergehen sollte. Haben die lebenden Sprachen in der Regel auch mehrere Abweichungen, so tragen diese doch auch mehrentheils unverkennbar den Grund zur Erklärung in sich. Die Willkühr verschwindet also, und ein Kampf der Gesezze offenbart sich, der eben so anziehend als belehrend ist. So zeigt sich selbst in der Unregelmäßigkeit der neuern Sprachen etwas Höheres. Es zeigt sich der noch ungebildete, schwankende Takt in dem Bewußtseyn, in der klaren Anschauung, in der Wahl der Gesezze. Aus diesem Schwanken offenbart sich aber desto schöner das unnachlässliche Gesez der großen Nothwendigkeit; — es offenbart sich desto schöner das Eigenthümliche in dem Wesen des Volks.

Alles dieses zeigt wohl deutlich genug, daß für den Zweck des Erziehers die Flexion der lebenden Sprachen passender ist, als die der todten. Dasselbe Resultat werden wir auch erhalten, wenn wir die etymologische Flexion in Vorschlag bringen wollten. Hier sto-

fsen wir in den alten Sprachen auf Wörter, deren Bedeutung wir noch nicht hinlänglich kennen. Mit welcher Mühe müssen diese nicht von den Philologen aufgesucht werden, und wie viele Dunkelheiten herrschen nicht noch in diesem Fache? — Der redendste Beweis für diese Behauptung ist der gänzliche Mangel an einer vollständigen Synonymik der verschiedenen todten Sprachen. Diejenigen Pädagogen, welche nur die todten Sprachen für vorzüglich geistesbildend halten, führen auch gewöhnlich als einen Vorzug derselben an, — daß sie ein schon abgeschlossenes Ganze wären. An und für sich selbst sind sie es freilich wohl, aber nicht für uns. Vermehrt sich nicht mit jedem neu aufgefundenen Werke von Bedeutung die genauere Kenntniß der Sprache im Allgemeinen und besonders des Inhalts der Wörter? Und ist das Letztere nicht bei fremden Sprachen das Wesentlichste? —

Es bleibt uns nun noch zu erfahren übrig, ob eine lebende fremde Sprache oder die Muttersprache sich am vortheilhaftesten zur Entwicklung der Flexionslehre eignet. Die Muttersprache vereinigt mit den Vorzügen einer lebenden Sprache überhaupt noch den, daß sie nicht ein Gegenstand des Gedächtnisses, sondern bloß der Urtheilskraft werden kann. Wie viel dies bedeutet, darüber kann derjenige praktische Erzieher am besten urtheilen, den schon manchmal bittere Erfahrungen von dem Gipfel seiner Hoffnungen gestürzt haben, indem er am Ende, da nur eine Thätigkeit des Gedächtnisses fand, wo er bisher nur Schaffen der Geistesthätigkeit glaubte. Nur durch das Studium der

Muttersprache ist das Studium der Sprachen überhaupt mit dem der mathematischen Wissenschaften in seinen Folgen verschwistert. In der Muttersprache sind dem Zöglinge alle Gesezze weit anschaulicher, denn wo ihn seine Urtheilskraft verläßt, da hilft ihm ein dunkles Gefühl. Der Zögling schafft sich also seine Sprache zum zweitenmal, — aber mit dem klaren Bewußtseyn der Gesezze, die sich selbst aus seinem Innern hervorgearbeitet haben. Ueberhaupt jene Vortheile, die für die eigne Geistesbildung hervorgehen aus der Reflexion über die Operationen der eignen Geistesthätigkeit, die können nur bei der Muttersprache sich am deutlichsten, am ungehindertsten offenbaren. Bei fremden Sprachen muß der Zögling sich erst gleichsam in einen fremden Geist hinein versetzen, und kann also nur mittelbar durch Uebertragung der gewonnenen Ansichten auf seine eigne Geistesthätigkeit reflektiren. Es geht also das Wesentlichste verloren, Gewöhnung an Selbstanschauung.

Anderseits aber, werden jene Gesezze der Flexion an der Muttersprache entwickelt; — so fällt freilich der Einfluß weg, den dieses haben könnte auf die richtige Vorstellung von dem Charakter der Völker. Aber hält uns dafür nicht schadlos jener andre große Gewinn? Oder wollte man es etwa für ein Geringes nehmen, wenn der Mensch sich frühe gewöhnt, über sich zu denken, über sich zu wachen, nur in sich den Maßstab seiner Tugend zu finden? Wir erreichen also eines Theils durch die Muttersprache das Wichtigste, was dem Menschen als Menschen unumgänglich Noth

thut. Wir erreichen, was auch eine allgemeine Volkserziehung erreichen kann. Denn die Muttersprache ist ein durchaus nothwendiger Gegenstand des Volksunterrichts, und nur die veränderte Methode in ihrer Behandlung reicht hin, um jene gewünschten Resultate hervorzubringen. Wer in das Wesen der Elementar - Erziehung eingedrungen ist, der wird wohl kaum in der Wahl schwanken. Volkserziehung im edlern Sinne des Worts, d. h. Menschheitserziehung, muß Jeder genossen haben; Jeder muß gewesen seyn wie Alle, ehe er heraustritt im Geiste aus dieser Gattung von Menschen und sich an eine andre höhere anschließt, welche zugleich in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft lebt — die wir Gelehrte nennen, die eine sinn- und gemüthvollere Vorwelt aber Weise nannte.

Durch die nun geendigte Reihe angestellter Untersuchungen haben wir zwei Ansichten gewonnen, nämlich, daß eine richtige Entwicklung der Flexion sich als ein vorzügliches Mittel dem Erzieher darbiete, zur intensiven Geistesbildung seines Zöglings — und ferner, daß sich dieses hauptsächlich an der Flexion der Muttersprache bewähre. Wir fanden am Anfange unserer Untersuchungen, daß jede aufgestellte Idee in der Erziehungswissenschaft sich durchaus in der Praxis müsse durchführen lassen, wenn sie auf Haltbarkeit Anspruch machen will. Dieses Festhalten werden auch wir nun selbst versuchen müssen, unserer Idee auf jenem Wege das Kriterium des vollen Gehalts zu erwerben.

Die Flexion der deutschen Zeitwörter.

Ein flüchtiger Blick auf die Flexionslehre der Zeitwörter in den Sprachlehren unsrer Muttersprache, zeigt ein Chaos von Formen, wo vollkommene Ordnung zu schaffen, bis jezt noch keinem Grammatiker gelungen ist. Daraus können wir abnehmen, daß wir mit Vorsicht erst einige vorläufige Untersuchungen anstellen müssen, die uns als Hülfsmittel dienen können, Licht in jene Dunkelheit zu bringen. Wir haben uns nothwendigerweise erst zu überzeugen: von der Mannigfaltigkeit, dem Wesen und der Bedeutung der Töne des deutschen Sprachorgans, und dann von den verschiedenen Arten der deutschen Zeitwörter.

Das Erste, was wir also nun bedürfen, ist eine Uebersicht der Töne. Um uns nicht zu weit zu entfernen, müssen wir hierbei immer den Zweck im Auge behalten, für welchen diese Untersuchungen angestellt werden. Der artikulierte Ton ist der ausgeathmete Hauch aus der Tiefe der Brust, mannigfach durch die Sprachorgane modifizirt, ehe er dem Ohre hörbar wird. Kehle, Gaumen, Zunge, Zähne und Lippen bilden jeder einen Punkt auf einer Linie, bei

dem der Hauch vorbeiströmen muß und von dem er modifizirt werden kann. Der Hauch kann aber auch durch diese Linie strömen, bei einer gänzlichen Ruhe aller Sprachwerkzeuge, ohne daher von irgend einem Punkte eine Veränderung zu erleiden; dann bleibt der bloße Hauptton, der bald stärker, bald schwächer seyn kann, in beiden Fällen aber im Deutschen durch das *h* bezeichnet wird, z. B. in ruhen, bemühen, hob und Hufen. Der Hauch kann aber auch von jedem einzelnen Punkte der Linie modifizirt werden; dann entstehen Töne, die ihren Namen erhalten von dem Punkte der Linie, der bei ihrer Bildung am thätigsten war. Es sind daher Lippentöne, Zahntöne, Zungentöne und Kehl- und Gaumentöne. Alle diese verschiedenartigen Töne machen ein Ganzes, denn es findet sich ein innerer Zusammenhang, eine Verwandtschaft unter ihnen. Jeder Ton ist nur ein modifizirtes *h*. Am meisten verwandt mit dem bloßen Hauche sind diejenigen Töne, welche von dem, durch eine ruhige nur sehr wenig veränderte Lage des Mundes, herausströmenden Hauch gebildet werden. Wir nennen sie mit dem lateinischen Namen, Vokale. Von diesen Vokalen ist das *a* dem bloßen Hauche am nächsten, denn die Lage des Mundes ist hier am natürlichsten. Die Lage des Mundes weicht aber von dieser Natürlichkeit in zwei entgegengesetzten Richtungen durch ein Schließen und Oeffnen sehr ab — und läßt dadurch die beiden Vokaltöne *u* und *i* entstehen, zwischen denen nun das *a* in der Mitte liegt. Es liegen aber zwischen den beiden

Endpunkten und dem Mittelpunkte noch mehrere Punkte des Ueberganges, welche das deutsche Organ durch Töne bezeichnet hat. Zwischen *u* und *a* liegt *o*, zwischen *a* und *i* das helle *e*, zwischen dem *u* und *o* macht *ue*, wie zwischen *o* und *a*, *oe* den Uebergang. Zwischen dem *a* und *e* hat das deutsche Organ aber mehrere Punkte durch Vokaltöne bezeichnet, die wirklich existiren, wenn auch die Zeichen dafür unvollkommen und schwankend sind, da diese eine sklavische Nachahmung aus frühern Zeiten sind. Die Franzosen, eines Stammes mit uns, — theilen auch mit uns den Besiz mehrerer Vokaltöne zwischen *a* und *e*. Wir könnten diese Töne durch *ae*, *ee*, *eh* bezeichnen. Wie z. B. in Aehre, Heer, Ehre, Herr. Die Reihe der reinen deutschen Vokaltöne wäre also folgende:

U. ue. O. oe. A. ae. ee. eh. E. ʒ.

Die reinen Vokaltöne *ue*, *oe* und *ae*, hat man bisher mit großem Unrecht, nicht allein zu Monotongen, sondern sogar zu Diphtongen gemacht. Wäre man konsequent geblieben, so hätte man das französische *u* und *è* ebenfalls doch auch Diphtongen nennen sollen. Mancher dieser deutschen reinen Vokale kann mit einem andern zu einer Sylbe zusammengestellt, und soviel als möglich mit einem Hauche ausgesprochen werden. Gelingt dieses Verfahren, so entstehen Monotongen; gelingt es nicht, so werden zwei Sylben entstehen, wo man die zusammenstossenden Vokale Diphtongen genannt hat. Z. B. in Alo-e. Es scheint, als ob das deutsche Organ diese Diphtongen nicht verträgt, sondern lieber den Hauptton *h* zwi-

schen sie treten läßt, als in bemü-h-en, blü-h-en, glü-h-en. Monotongen hat die deutsche Sprache mehrere, als *au*, *aeu*, *eu*, *ei*, *ai* und *oi*, und sehr selten *ui*. — Die Länge der reinen Vokale wird im Deutschen entweder durch das verdoppelte Zeichen, als *au*, *oo*, *aa*, *ee*, *ii* (*y*) — oder durch ein hinzugefügtes *h* Zeichen, als *uh*, *oh*, *ah*, *eh*, *ih*, bezeichnet. Bei dem einzigen *i* kann diese Verlängerung jedoch auch durch ein zugesetztes *e*, als *ie*, ausgedrückt werden.

Am nächsten stehen nun diesen Vokalen diejenigen Töne, welche durch die leiseste Thätigkeit eines der Sprachorgane mit dem durchströmenden Hauche hervorgebracht werden, während daß die übrigen Organe an dieser Modulation gar keinen oder doch nur sehr geringen Antheil haben. Solche Töne nennen wir Konsonanten. Durch die leiseste Thätigkeit der Lippen entsteht der Ton *w*; der Zähne, das weichste *s*; der Zunge, das weiche *d*; und der Kehle, das *j*. Diese leise Thätigkeit kann aber auch von jedem Organ möglichst hoch gesteigert werden, und dann entstehen die entgegengesetzten Punkte *p*, *z*, *t* und *k*. Zwischen diesen Endpunkten hat natürlich jedes Organ auch die Uebergänge durch Töne bezeichnet. So ist zwischen *w* und *p*, *v* und *b*. Zum orthographischen Luxus kann man hier noch rechnen, *f*, *ph*, aber nicht *pf*. Zwischen dem leisen *s* und *z* liegen *ss* oder *sz* und *sch*. Zwischen *d* und *t* ist ebenfalls ein Uebergangspunkt, der aber nicht ein eignes Zeichen hat, ob er gleich in der Aussprache zu erkennen ist, als z. B. in Rede, redlich, denken, und in Tod, Jugend. Un-

sere Vorfahren haben diesen Uebergangspunkt geahnet, indem sie ein Zeichen bildeten, das aus einem *t* bestand, welches aber durch einen daran gehängten Hauchton verlängert, gemildert wurde. Diejenigen Schriftsteller, die das *th* ganz ausmerzen wollen, verrathen ihre Unkunde in dem herrlichen Reichthum unsrer Muttersprache; *dt* ist aber wirklicher Ueberfluß, wenn es nicht die kontrahirte Sylbe *det* darstellen soll. Zwischen dem *j* und *k* liegen *g* und *ch* als Uebergangspunkte.

Ausser allen diesen Tönen hat das deutsche Sprachorgan deren noch vier, die gleichsam jenen stärksten Endpunkten entgegengesetzt sind, indem der durchströmende Hauch gänzlich gehemmt, zurückgedrängt und nur gebrochen hörbar wird. Diese Töne sind *m*, *n*, *l*, *r*. Bei *m* wird der Hauch durch die Lippen ganz gehemmt und kann nur durch die Nase seinen Ausweg nehmen. Ein Gleiches ist bei *n*, das durch die Zähne und Zunge aufgehalten wird. Daher entstehen in der französischen Sprache die Nasentöne, von denen auch unsre Muttersprache nicht ganz frei ist, wie wir es weiter unten sehen werden. Bei *l* wird der Hauch durch die Zunge aufgehalten und zurückgedrängt, mit weniger Anstrengung, aber mit mehrerer Wiederholung, als es bei vorhergehenden der Fall war. Daher erhält dieser Ton etwas Spielendes, das vorzüglich bei dem französischen *l* mouillé sichtbar wird. Bei dem *r* drängen sich gleichsam alle Sprachorgane gewaltsam, um den Hauch zu hemmen, abzustossen, zu moduliren. Daher wird der Charakter dieses Tons

am schwierigsten aufgefaßt, und am seltensten dem Gehör in seiner Reinheit dargestellt. Mit ihm ist die Reihe der deutschen reinen Konsonanten geschlossen. Durch folgende Darstellung würde vielleicht ihre Uebersicht mehr versinnlicht.

H			
Lippen.	Zähne.	Zunge.	Kehl - Gaumen.
<i>w</i>	<i>s</i>	<i>d</i>	<i>j</i>
<i>ph</i> (<i>v</i>) (<i>f</i>)	(<i>ss</i>) <i>sz</i>	—	<i>g</i>
<i>b</i>	<i>sch</i>	(<i>th</i>)	<i>ch</i>
<i>p</i>	<i>z</i>	<i>t</i>	<i>k.</i>
<i>m.</i>	<i>n.</i>	<i>l.</i>	<i>r.</i>

So wie durch die Verschmelzung von zwei oder mehrern Vokalen zu einer Sylbe, Monotongen entstehen, eben so bilden sich auch bei den Konsonanten Töne, die wir Konsonant-Monotongen nennen könnten, deren Auseinandersezzung aber nicht für unsern Zwek gehört.

*

*

*

Wenn jenes Gesez der Korrespondenz, dessen Daseyn wir oben annahmen, in der Wirklichkeit gegründet ist; so muß es vorzüglich hier bei der genauen Zergliederung der Töne sichtbar werden. Wie Vokale, wie Konsonanten hervorgebracht werden, welches ihre wechselseitige Verbindung ist, das haben wir eben erfahren. Wir müssen uns nur noch von ihrem eigentlichen Wesen zu überzeugen suchen, d. h., von

dem, was sie eigentlich ausdrücken. Geselligkeit und daraus folgender Trieb zur Mittheilung, sind die Grundzüge im Wesen des Menschen. Sprache ist das Produkt dieser großen Triebe, sie ist also hörbare Darstellung unsrer Vorstellungen. Durch die Sprache geben wir wieder, was wir empfangen haben. Wir wollen dieselben Vorstellungen mit den sie begleitenden Empfindungen bei Andern erregen, so wie der Gegenstand der Aussenwelt selbst sie bei uns anregte. Der Gegenstand affizirte vielleicht unsre Empfindung durch das ganze Nervensystem. Wir können mit dem Tone die Empfindung des Andern nur durch einen Theil affiziren durch die Nerven des Gehörsinns. In welchem genauen Nexus alle Zweige des ganzen Systems mit einander stehen, hat die Physiologie schon längst erwiesen. Der Sprachgenius wird also von allen Tönen, die ihm zu Gebote stehen, diejenigen wählen, dessen Wirkungen auf die Nerven des Gehörsinns entsprechend sind, dem Einfluß des Gegenstandes der Aussenwelt auf das ganze Nervensystem oder einen andern Theil desselben.

Die abstraktesten Vorstellungen durch die Töne zu bezeichnen, hat der Sprachgenius den Weg der bildlichen Darstellung eingeschlagen. Es ist also eine Korrespondenz zwischen dem Zeichen und dem Bezeichneten durchaus gegründet. An den Onomatopöien zeigt sich dieses Gesez am auffallendsten, und es ist zu bewundern, daß man dadurch nicht schon weit früher zu der Anschauung jenes Gesezzes gelangt ist. Es bedurfte nur eines einfachen Schlusses. Ge-

wisse Gegenstände der Aussenwelt affiziren durch das Medium der Gehörsnerven unser ganzes Nervensystem, bringen dadurch gewisse Empfindungen, Vorstellungen hervor. Die Sprache kann auf gleiche Art durch das Medium der Gehörsnerven unser ganzes Nervensystem affiziren, und dadurch dieselben Empfindungen, dieselben Vorstellungen hervorbringen. Da nun ein inniger Nexus statt findet zwischen allen Theilen des Nervensystems, so wird der Sprachgenius durch das Medium der Gehörsnerven auch Empfindungen anregen können, die ihm selbst durch andere Zweige des Systems zugeführt wurden. Anstatt dieses richtigen Schlusses zog man aus den Onomatopöien lieber einen andern, wiewohl einseitigern und unvollkommern, nämlich den, daß die Sprache nach und nach sich durch Nachahmung der Naturlaute gebildet hätte.

Wenn wir das Wesen der Empfindung einerseits betrachten, so finden wir sie von zweifacher entgegengesetzter Art. Die Empfindung ist entweder eine heitre, freudige — oder eine traurige, trübe. Zwischen diesen beiden entgegengesetzten Richtungen schwebt ein gewisses Gleichmaß der Empfindung. Vielfach sind die Uebergangspunkte von den beiden Extremen zum Mittelpunkt. Die Physiologie hat den Organismus des Menschen nach jenem Wesen der Empfindungen ebenfalls zweifach dargestellt — entweder als pflegmatisch, melancholisch — oder — als sanguinisch und cholerisch. Den Mittelpunkt hat sie unbezeichnet gelassen. Sie glaubt also den Grund jener verschiedenartigen Empfindung in dem Subjekte suchen zu müs-

sen, — und findet ihn in der Beweglichkeit des Nervensystems. Dem Menschen im Allgemeinen erschien die Empfindung als eine zweifache, und er mußte in seiner Sprache nach Tönen suchen, die jene hervorbringen konnten. Um diesen Charakter der Empfindung auszudrücken, mußte nothwendig der deutsche Sprachgenius die Vokale nehmen. Vokale sind, mehr als alle andern Töne, der reine Hauch aus dem Innersten der Brust, und als solche der reinste Abdruck der tiefen Empfindung. Daher sind Vokale die ersten Töne des Kindes, daher sind alle Interjektionen Vokale. Es wird also durch diese nicht sowohl der Grad der Stärke, wie ein neuerer Sprachforscher behauptet, sondern der Charakter der Empfindung bezeichnet. Die beiden Extreme derselben werden durch die Höhe und Tiefe der Vokale dargestellt, zwischen denen das *a* die Mitte hält. So ist die Bedeutung jener drei Urvokale, *U*, *A* und *ſ*, begründet. Es ist für unsern Zweck und auch vielleicht überhaupt hinlänglich, die Bedeutung der drei Hauptvokale in starken Zügen zu bestimmen. Wollten wir ein Gleiches mit den Uebergangspunkten bezwecken, so würden wir eine undankbare Mühe unternehmen und das Herrliche zur Spielerei erniedrigen.

Wenn wir jenen Punkt der Empfindung genauer betrachten, den wir den traurigen, trüben benannten, und der durch die tiefen Vokale, vorzüglich das *u*, bezeichnet wird; so finden wir ihn von größerm Umfange, als die Benennungen traurig und trübe aussagen. Er wird noch erweitert durch die Nebengriffe

der Ausdauer — der Tiefe. Bestätigt finden wir dies an den Wörtern: Kummer, trübe, dumm, dumpf, Mühe, — Ruhe, Luft, Dauer — Muth, Brust, Lust, Hunger, Wuth, Durst u. s. w.

Der entgegengesetzte Punkt der Empfindung, den wir den freudigen, heitern nannten, wird durch die höhern Vokale, vorzüglich *ī*, repräsentirt. Hier ist der Charakter vorzüglich Beweglichkeit — oft daraus hervorgehende vorzügliche Kraft, aber dem das Prädikat der Tiefe (Grund), der Ausdauer nicht zukommt. Es ist leicht vorauszusehen, daß hier Verwechslungen vorfallen werden, da Kraft und Ausdauer oft sich gegenseitig stützen. Zum Belege mögen die Wörter dienen: Stich, Bliz, Spitze, Licht, Schimmer, Wiz, Pfeil, Eile, Eis, heifs, beissen, Bifs, spielen, lieben u. s. w.

Nach der Kenntniß dieser beiden entgegengesetzten Endpunkte der Empfindung, kann es uns nicht schwer werden, auch den Charakter des Mittelpunkts, den das *a* und die andern mittlern Vokale und Monotonen bezeichnen, aufzufassen. Es ist derjenige Zustand des Organismus, in dem nur allein die vollständige Harmonie im Menschen denkbar ist. Es ist derjenige Zustand des Menschen, in welchem allein der Geist, von keinen momentanen Fesseln des Organismus gebunden, sich zur Klarheit, — Wahrheit in seinen Ansichten heben kann. Stätigkeit und Ebenmafs sind die Grundzüge in diesem Mittelpunkte der Empfindung. Dies zeigen folgende Wörter an: „Waage, Stand, klar, wahr, Ebenmafs, gar, flach, matt, Hall, Schall u. s. w.

Daß eine Korrespondenz statt finde zwischen dem Zeichen und dem Bezeichneten, daß Vokale die Empfindung des Subjekts bezeichnen, ja, daß sogar gewisse bestimmte Vokale den Charakter der Empfindung bezeichnen, davon haben wir uns überzeugt. Aber es fragt sich nun, worin ist das Prinzip dazu zu suchen? Gehen wir ein wenig zurück auf die Art, wie die Vokale überhaupt durch das Organ hervorgebracht werden, und vorzüglich die drei Urvokale, so finden wir, daß bei *u* der Hauch den weitesten Weg aus der Tiefe der Brust heraus zu durchströmen habe, da die Linie durch das Hervortreten der Lippen höchst möglich verlängert worden ist. Die Bewegung des Hauches ist also eine langsame. Bei dem *ɜ* ist sie gerade eine entgegengesetzte, eine schnellere also, — denn durch die schließende Lage des Mundes ist die Linie höchst möglich verkürzt worden. Bei *A* strömt der Hauch am ruhigsten durch die natürliche Oeffnung des Mundes. Langsame schnellere und schwebend - ruhige Bewegung des Hauches ist also das Prinzip der Bildung und der Bedeutung der Vokale. Sehen wir nun wieder auf die verschiedenartige Empfindung, die sie ausdrücken, so finden wir, daß nach der Meinung der Physiologen langsame, schnellere und schwebend-ruhige Bewegung eben so das Prinzip ihrer Entstehung ist. Mithin ist also unsre eben gemachte Aufgabe gelöst.

Da durch die Vokale das eigentliche Wesen der Empfindung ausgedrückt wird, so fragt es sich auch nun, wodurch denn der Grad der Stärke in die-

sem Wesen der Empfindung ausgedrückt wird; es fragt sich, wodurch der Grad der Stärke in der Anregung der Empfindung von dem Objekte ausgedrückt wird. Dies wird durch nichts anders geschehen können, als durch die Konsonanten. Wir haben oben gesehen, wie sehr die Konsonanten mit den Vokalen zu einem Ganzen gehören. Sie werden also ebenfalls zur genauern Bezeichnung der Empfindung beitragen müssen. Da sie aber selbst ihre Töne steigern, d. h. verstärken können — so schliessen wir sicher daraus, daß sie den Grad der Stärke in einer Empfindung bezeichnen werden. Die vier hohen Punkte, welche durch die gesteigerten verstärkten Töne *p, z, t, k* dargestellt werden — müssen daher auch einen hohen Grad der Empfindung bezeichnen. Noch mehr aber, als sie, werden dieses thun jene vier gleichsam entgegengesetzten Töne *m, n, l, r*, die nur durch eine gewaltsame Thätigkeit des Sprachorgans entstehen. Wir bedürfen hier keiner weitem Anführung von Beispielen, da unten die Flexion uns die unleugbarsten Beweise davon geben wird. Ueberhaupt ist es nothwendig, uns zu erinnern, daß wir nur mit Vorsicht, mit ernstem Geiste die Versuche anstellen müssen, die uns Belege zu den aufgestellten Ideen liefern sollen. Wir können dazu nur Stammwörter (Wurzelwörter) nehmen, und zwar solche, welche Gegenstände der Sinnenwelt bezeichnen; denn für abstrakte Gegenstände hat der Sprachgenius zum Theil die bildliche Darstellung gewählt. Ferner müssen wir dabei in Anschlag bringen, daß die Bedeutung vieler Wurzelwörter ganz

umgeändert worden, und daß auch wiederum viele mit ganz andern Vokalonzeichen geschrieben als ausgesprochen werden. Zuletzt dringt sich uns noch die Bemerkung auf, wie sehr die Neuern gefehlt haben, indem sie die alten sinnvollen deutschen Benennungen für Vokale und Konsonanten — Selbstlaute (Vokale) und Mitlaute (Konsonanten) — geglaubt haben, richtiger zu verwandeln in die sinnverfehlenden Namen: Hülfslaute (Vokale) und Hauptlaute (Konsonanten.) —

*

*

*

Der zweite Theil der vorläufigen Untersuchungen, die wir anzustellen für nöthig erachteten, ehe wir zur Entwicklung der Flexion selbst übergehen, betraf eine Darstellung der verschiedenen Arten deutscher Zeitwörter. Da dieser Gegenstand so sehr ins Gebiet einer allgemeinen Sprachlehre gehört, so ist er daher auch von philosophischen Sprachforschern hinlänglich erläutert worden. Wir werden also nur sehr Weniges hinzuzufügen haben. Einer genauern Uebersicht und des Zusammenhanges wegen jedoch hier nur einige Worte.

Es giebt im Deutschen Zeitwörter, die einen bloßen Zustand, eine Beschaffenheit eines Dinges bezeichnen. Man nennt sie am richtigsten Zustands-Zeitwörter (*Verba intransitiva*; *Verba neutra*, subjektivische Zeitwörter). Diese Zustands-Zeitwörter können jedoch von zweifacher Art seyn. Sie sind entweder unmittelbare oder unpersönliche.

Unmittelbare Zustands - Zeitwörter bezeichnen einen Zustand oder eine Beschaffenheit eines Dinges, welche dasselbe uns unmittelbar durch die Anschauung bemerkbar machen kann, ohne eines andern Dinges zu bedürfen, z. B. die Rose blüht. Zeichnen, denken, schreiben, hingegen sind keine Zustands - Zeitwörter, denn das Subjekt, welches zeichnet, welches denkt, welches schreibt, kann uns nur mittelbar davon überzeugen, durch dasjenige nämlich, was es zeichnet, was es denkt, was es schreibt. Daher kann man auch sagen, das Bild wird gezeichnet, der Gedanke wird gedacht, der Buchstabe wird geschrieben. Diese Art von Zeitwörtern, die zwischen den transitiven und intransitiven in der Mitte schweben, könnte man füglich auch mittelbare Zustands - Zeitwörter nennen. Leicht kann auch der Zögling in Versuchung kommen, diejenigen Zustands - Zeitwörter für transitive Zeitwörter zu halten, welche einen Zustand oder eine Eigenschaft bezeichnen, von denen man sich nur durch das Gefühl überzeugen kann, z. B., stechen, beissen, tragen, heben.

Unpersönliche Zeitwörter (*Verba impersonalia*) bezeichnen bloß den Zustand oder die Beschaffenheit eines Dinges — das aber übrigens unbekannt ist in Ansehung seiner übrigen Eigenschaften und Verhältnisse.

Den Gegensatz von diesen Zustands - Zeitwörtern (*Verba intransitiva*) bilden die Handlungs - Zeitwörter (*Verba transitiva* objektive Zeitwörter). Sie zeigen einen Kausalnexus zwischen zwei Gegenständen an.

Da man sich die Ursache immer als thätig, die Wirkung als leidend denkt, so haben diese Zeitwörter eine aktive und passive Form, z. B., ich liebe, ich werde geliebt. Der Kaussalnexus braucht nicht gerade zwischen zwei sichtbaren Gegenständen statt zu finden, sondern in einem sichtbaren, der als zwei gedacht wird. Daraus entsteht eine reziproke Form, z. B. ich liebe mich.

*

*

*

Wir haben jezt die deutschen Zeitwörter betrachtet, in wiefern sie überhaupt Eigenschaften und Handlungen verbunden mit den Nebengriffen der Zeit darstellen. Dafs sie aber auch, wie alle andern deutschen Haupt- und Attributivwörter, den wesentlichen Charakter der Empfindung durch die Vokale und den Grad der Stärke desselben durch Konsonante werden ausdrücken müssen, das können wir mit Gewissheit aus dem Vorhergegangenen schliessen. Diesen Endzwek werden sie eines Theils durch ihren Stammvokal erreichen. Der Stammvokal bei den subjektiven Zeitwörtern drückt demnach die charakteristische Empfindung aus, welche die Anschauung der Eigenschaft oder des Zustandes in uns erregt. Von dem Stammvokal und den objektiven Zeitwörtern gilt dasselbe. Sowohl Eigenschaften als Handlungen können sich aber auch unsrer Anschauung als mehr oder weniger thätig beweglich zeigen. Eigenschaften und Handlungen können mehr oder weniger Kraft haben,

die sie durch ihre Dauer, ihre Wiederholung — oder durch ihren Einfluß auf die Aussenwelt verrathen. Konsonanten, die ohnehin schon den Grad der Stärke in der Empfindung ausdrücken, welche jene Eigenschaften oder Handlungen auf den Anschauenden hervorbringen, werden auch dieses bezeichnen müssen. Da diese Nebenideen der Beweglichkeit, der Stärke, der Dauer, dem Zeitworte in allen Verhältnissen verbunden bleiben müssen, wenn es nicht ganz seinen eigenthümlichen Charakter verlieren soll, so folgt daraus, daß sie durch Sylben oder Konsonanten dargestellt werden, die von der Flexion keine Veränderung erleiden. Zur Bezeichnung wird der Sprachgenius die stärksten Konsonanten wählen, und dies sind, wie wir oben gesehen haben, *p*, *pf*, *z*, *t*, *k* und *m*, *n*, *l*, *r*. Soll eine Sylbe gebildet werden, wodurch die Stärke bezeichnet wird, so kann dazu nur ein so viel als möglich charakterfreier Vokal dienen, und dieser ist kein anderer als das *e*. Ein anderer Vokal würde durch seinen Werth den so bedeutungsvollen Stammvokal unterdrücken. Doch fanden hier zwei Ausnahmen statt, nämlich, *iren* und *igen*, als: probiren, scharmuziren, persifliren, nöthigen, peinigen, vereinigen (nicht biegen), von denen es uns nur gelungen ist, einer der Endung *iren* eine hinlängliche Ursache unterzulegen. Sie ist die Endung für fremde, in unsrer Sprache einheimisch gewordenen, Zeitwörter. So entstehen die sinnvollen Endsylben der deutschen Zeitwörter: *pen*, (*pfen*,) *zen*, (*zzen*,) *ten*, *ken*, *men*, *nen*, *len*, *eln*, *ren*, *ern*, *iren* und *igen*. Selbst das im-

mer wiederkehrende *n* bei den Verbalendungen der Deutschen, so wie das *r* bei den Franzosen, erhält dadurch seinen Sinn. Auch stellt der Sprachgenius jene Nebengriffe der Beweglichkeit, der Stärke dar, in einer Steigerung des Stammvokals — als: schlafen, schläfern, rauchen, räuchern, brokken, bröckeln u. s. w. Werfen wir einen Blick auf die Steigerung der deutschen Eigenschaftswörter, z. B. hoch, höher, höchster — so finden wir die Wahrheit noch mehr bestätigt. Es bedarf hier keiner weitem Zergliederung jener Sylben — eine kleine Aufmerksamkeit lehrt uns, daß sie abwechselnd vorkommen, bald bei Imitativen, bald bei Frequentativen u. s. w. Es ergiebt sich also daraus, daß der Geist der deutschen Sprache nicht dahin geht, diese Nebengriffe auszudrücken, als vielmehr die Idee der Kraft mit ihren verschiedenen Modifikationen.

Da die deutsche Sprache so vielen unsrer Forderungen hinlänglich ein Genüge geleistet hat, so können wir mit einigem Grunde auch erwarten, daß, ihren herrlichen Geist treu bewahrend, sie uns in der folgenden und zwar der wichtigsten Untersuchung erfreuliche Resultate geben werde. Bezeichnet die deutsche Sprache in ihrer Darstellung auch jene beiden großen Klassen von Zeitwörtern, die subjektiven und objektiven? Diese Frage müssen wir jetzt thun. Am Stammworte durch hinzugefügte, mit ihm zu einem organischen Ganzen verbundene Töne, wird dies wohl schwerlich geschehen können, denn wir haben eben

gefunden, wie sehr dieser schon bedingt ist. Es bleibt uns nur die Vermuthung übrig, daß dieser Charakter der Zeitwörter in der Sprache nur durch die Flexion werde bezeichnet werden können. Die große Menge von sogenannten irregulären Zeitwörtern, die alle subjektive sind, mit sehr wenigen Ausnahmen, bestärkt unsre Muthmaßung — und eine genauere Untersuchung giebt uns die größte Gewissheit, daß die deutschen Zeitwörter eine doppelte Flexion haben, eine für die subjektiven, die andere für die objektiven.

Diese Erscheinung ist eben nichts Fremdartiges in dem allgemeinen Sprachgebiete. Die arabische Sprache, so wie die unsrige dem kaukasischen Menschenstamm angehörend, hat nämlich eine eigne Form für diejenigen Zeitwörter, welche Farben bezeichnen, also gleichsam eine Form für subjektive Zeitwörter, von denen man sich durch die Anschauung des Gesichtssinnes überzeugen kann. Wir finden hier also dieselbe Idee wieder, die in der deutschen Sprache herrscht, nur in größerer Beschränktheit. Vielleicht dürfte sich aber bei tieferer Untersuchung eine weitere Ausdehnung zeigen.

Gehen wir zu einer genauern Charakteristik der beiden Flexionsarten über, so finden wir, daß die Vokale den Grund ihrer Unterscheidung machen. Die Flexion der objektiven oder transitiven Zeitwörter behält den Hauptvokal der Wurzel in allen Verhältnissen unverändert bei und dehnt den Stamm nur durch die angehängten charakteristischen Kennzeichen. Die Flexion der subjektiven oder intransitiven Zeitwör-

ter hingegen verändert den Vokal des Stammes, und zwar gewöhnlich in den tiefern, z. B. stehen, stand, gestanden, tragen, trug, getragen u. s. w.

Dies wäre die Hauptidee, die dem ganzen Wesen der Flexion zum Grunde liegt, die jedoch manche Veränderungen erleidet. Wir wollen jetzt versuchen, erst in starken Zügen das Wesentlichste der beiden Flexionsarten darzustellen, und dann zu einer speziellem Zergliederung derselben übergehen. Doch wird es nur vorzüglich nöthig seyn, den Charakter der intransitiven Flexion zu entwerfen, weil sich alsdann die andre beinahe von selbst ergibt. Unter den intransitiven Zeitwörtern finden wir eine große Menge mit transitiver Form. Es sind dieses aber solche, welche mit jenen bedeutungsvollen Endsylben *pen* oder *pfen*, *tzen*, *ten*, *ken*, — *men*, *nen*, *len*, *ren* und vorzüglich *ern*, *iren*, *eln*, *igen* verbunden sind. Freilich finden sich von dieser Regel auch Ausnahmen, aber deren sind nach Verhältniß so wenige, daß sich die Hauptidee als unumstößlich wahr aufdringt. Von den Zeitwörtern auf *pen* (*pfen*) nicht eine Ausnahme; von einigen 50 auf *tzen* oder *schen*, nur 5 Ausnahmen; von beinahe 60 auf *ken*, nur 6 Ausnahmen; von beinahe 90 auf *ten*, nur 15 Ausnahmen; von einigen 30 Zeitwörtern auf *men*, nur 4 Ausnahmen; von 44 auf *nen*, nur 3; von fast 60 auf *len*, nur 4; von einigen 40 auf *ren*, nur 8. — Die Endung *ern* findet wohl statt bei einigen 80 Zeitwörtern; die Endungen *eln*, *iren* und *igen* sind ungefähr eben so häufig, und dennoch haben sie nicht eine Ausnahme. So we-

nig dieser Abweichungen sind, so lassen sie sich dennoch mit Grund erklären.

Es lassen sich mehrere Ursachen angeben, warum der Sprachgenius den subjektiven Zeitwörtern mit jenen angehängten Endsylben die transitive Flexion gegeben habe, hier nur die wichtigsten. Dafs jene Endsylben einen vorzüglichen Grad der Beweglichkeit, der Stärke — aber auch der Schwäche bezeichnen, ist aus dem Obigen bekannt. Hervorragende Eigenschaften, sie mögen nun das Gepräge der Stärke oder Schwäche tragen, affiziren uns immer sehr stark. Für den nicht scharf unterscheidenden Menschen ist es ein Kleines, diesen starken Grad des Affizirens in einen Kausalnexus zu verwandeln, und daher solchen Eigenschafts-Zeitwörtern transitive Flexion zu geben. — Andererseits aber kann der Grund auch darin zu finden seyn, dafs jene Zeitwörter ganz die Merkmale ihres Charakters verlieren würden, wenn sie die subjektive kürzere Flexion hätten. Ueberhaupt verträgt sich die Veränderlichkeit nicht gut mit der Idee der Stärke, welche jene Zeitwörter mit der transitiven Flexion doch meistens darstellen wollen.

Aus eben diesen angegebenen Gründen kann man es sich auch erklären, warum fast alle subjektiven Zeitwörter, welche zum Stammvokal *ue* oder *oe* oder *ae* haben, nur mit der transitiven Flexion gefunden werden. Ausgenommen sind blofs: dürfen, müssen, lügen, (liegen?) trügen, (triegen), kühnen, gönnen, löschen, können, mögen und schwören, (gebähren und gähren = gebeeren und geeren). — Denn diese

gesteigerten Vokale bezeichnen ja denselben Charakter bei dem Zeitworte, als jene charakteristischen Verbalendungen.

Der Sprachgenius hat ferner einer Menge von intransitiven Zeitwörtern, die sich theils auf jene bedeutungsvollen Sylben endigen, theils die gesteigerte Vokale haben, ebenfalls wieder transitive Flexion gegeben, aber — in reziproker Form, z. B. ich gräme mich, ich begnüge mich, ich fürchte mich. Die geringste Aufmerksamkeit, und die kleinste Idee von dem Wesen der reziproken Form zeigt, daß dies durchaus keine transitiven Zeitwörter sind. Man kann nicht sagen: ich besinne dich, ich entschliefse dich, ich weigre dich u. s. w.

Es ist eben nicht schwer zu erklären, worin diese Erscheinung ihren Grund hat. Wenn ein Ding auf sich selbst zurückwirkt, so ist freilich ein Kaussalnexus und dieser kann in der Darstellung nur durch ein transitives Zeitwort bezeichnet werden. Aber es bleiben diese Dinge doch immer ein geschlossenes Ganze, ohne die Aussenwelt anders zu affiziren, als eine bloße Eigenschaft eines Dinges. Nur ein vorzüglicher Grad von Thätigkeit, Stärke, wird den Unterschied machen. So kann es nun leicht geschehen, daß der Sprachgenius im entgegengesetzten Fall intransitiven Wörtern, die einen vorzüglichen Grad von Stärke anzeigen, transitive Flexion in reziproker Form gegeben habe.

Am deutlichsten offenbart sich das Streben der deutschen Sprache nach einer doppelten Flexion an den Zeitwörtern, die zugleich transitive und intransi-

tive Bedeutung haben. Wenn wir an einem Dinge eine wesentliche oder zufällige Eigenschaft wahrnehmen, so kann diese freilich in dem Dinge selbst ihren Kaussalnexus haben, der dem Auge des ungeübten Beobachters aber nicht sichtbar ist. Ihm erscheint die Eigenschaft, der Zustand des Dinges und das Ding selbst zu einem untheilbaren Ganzen verschmolzen. Die Erfahrung lehrt ihn aber bald, daß er sich selbst zur wirkenden Ursache machen kann, von dem Zustande, von der Eigenschaft jenes Dinges. Diese Verwandlung der subjektiven Zeitwörter in objektive, ist auch unverkennbar in der Sprache dargestellt. Die deutsche Sprache verändert bloß den Stammvokal des subjektiven Zeitworts in den höhern *ae*, *oe* oder *ue*, um daraus ein objektives Zeitwort zu schaffen, z. B. trinken, tränken, schwimmen, schwämmen (nicht schwemmen), liegen, legen, (lägen), sizzen, sezzzen, gehen, gängeln. — Von vielen solchen Zeitwörtern ist die intransitive Form theils ganz verloren gegangen, theils existirt sie nur in Provinzialismen, z. B. achen, ächzen, starken, stärken u. s. w. Den subjektiven Sinn hat man aber auch auf die transitive Form übergehen lassen, und dagegen den transitiven Sinn ganz aufgegeben. So haben wir hierin noch einen Grund gefunden, woraus wir erklären können, warum alle subjektiven Zeitwörter mit den Stammvokalen *ae*, *ue*, *oe* transitive Flexion haben. Es giebt aber auch sehr viele Zeitwörter, die jene Umwandlung von subjektiven in objektive in der Darstellung nicht erlitten haben, und also neben ihrer ursprünglichen sub-

jektiven Bedeutung und der daraus folgenden intransitiven Flexion, auch noch den objektiven Sinn bewahren, z. B. löschen (1.=verlöschen, 2.=auslöschen, das Licht; bleichen = bleich werden und bleich machen; verderben. Einer unsrer denkendsten deutschen Grammatiker, Seidenstücker, erklärt sich dahin, daß solche Zeitwörter auch eine doppelte Flexion erhalten sollen. Doch scheint es mir, als ob dieses gegen den Sprachgenius wäre. Warum wollen wir nicht eine kleine Veränderung machen und einen zweiten Infinitiv allein bilden, der wirklich da gewesen ist, wie es uns einige Provinzialismen zeigen, und wie wir aus der Analogie schliessen können, z. B. schwimmen, hat transitiv schwemmen oder schwämmen, trinken, tranken, sinken, senken, liegen, legen. Warum kann nicht auch schwellen, schwillen haben, schmelzen, schmilzen. — Wo dieses vielleicht gar zu fremdartig klingen sollte, da wäre es doch wohl besser, nur eine Flexion zu haben, denn die Einführung von zwei Flexionsformen bringt eben solche fremdartige Töne hervor. Unserm Plane gemäß gehen wir jezt zur speziellen Ansicht der beiden Flexionsarten über.

Darstellung der transitiven Flexion.

Nachdem wir wissen, wie der Sprachgenius das eigenthümliche Wesen des Zeitworts durch Vokale und Konsonanten bezeichnet, so ist es hier zum Erstenmal, wo wir nun auch eine genaue Kenntniss bedürfen, welche die Nebenverhältnisse des Zeitworts sind und wie sie in der Darstellung übergehen, d. h. wir müssen *Modi*, *Tempora*, *Personae* und *Numerus* der deutschen Zeitwörter kennen lernen. Doch ist dieser Gegenstand zu bekannt, als daß wir nicht berechtigt seyn sollten, bei ihm nur flüchtigen Bliks zu verweilen. Jene Verhältnisse werden in der deutschen Sprache entweder durch eine Sylbenveränderung des Zeitworts bezeichnet, oder durch die sogenannten Hülfszeitwörter, seyn, haben und werden, verbunden mit dem *Infinitiv* oder dem *Participium Praet.* des eigentlichen Zeitworts. Die Lehre von der Flexion im engern Sinn begreift nur die erstere Art der Darstellung. Diese ist es auch, die wir uns hier zum Zweck gemacht haben. Ueber beide Arten giebt die I. und II. Tabelle den nöthigen Aufschluß.

Die deutsche Sprache bezeichnet durch die Flexion nur fünf *Modi*: *Indikativus*, *Konjunktivus*, *Imperativus*, *Participium* und *Infinitiv*, wenn wir nämlich die beiden letztern mit zu den *Modi* eines Zeitworts rechnen wollen. *Tempora* werden nur zwei bezeichnet, das *Praesens* und *Imperfektum*, aber sowohl im *Indikativ* als *Konjunktiv* genommen. Den *Numerus* drückt die Sprache nur singulair und pluriel aus und

zwar mit drei Personen, ausgenommen den *Imperativ*, der nur zwei Personen hat. Auf diese wenigen Formen beschränkt sich die ganze einfache Flexion. Durch diese geringe Zahl leidet freilich wohl das Gesetz der Harmonie, des Wohlklangs; aber keineswegs das der Individualität, der Bestimmtheit. Diese dürfte sogar noch gewinnen. Uebrigens sehen wir aber auch hieraus, daß die deutsche Sprache nicht eine solche ist, die unbedingt zu derjenigen Klasse von Sprachen gehört, denen die Flexion eigenthümlich ist. Sie gehört vielmehr beiden Klassen an. Denn was ist die Flexion durch Hülfszeitwörter wohl anders, als eine Bezeichnung der Verhältnisse eines Worts durch eigne Wörter, die schon an sich die Bedeutung jener Verhältnisse haben.

Die einfache Flexion besteht nun darin, daß gewisse Sylben oder auch einzelne Töne an den Stamm des Zeitworts gehängt werden, um gewisse Verhältnisse zu bezeichnen. Getrennt aber von ihrem Stamm, haben diese Sylben oder Töne keine weitere Bedeutung. Wir können sie am schicklichsten charakteristische Kennzeichen nennen. Demnach löst sich also die ganze Lehre von der Flexion in zwei Fragen auf: Wie erhält man den Stamm eines Zeitworts? Und welches sind die charakteristischen Kennzeichen der transitiven Zeitwörter?

Wir haben oben gesehen, daß die Vokale das Wesen der Empfindung bezeichnen, welche durch eine bestimmte Vorstellung erregt wird, und daß die Konsonanten den Grad der Stärke in diesem Charak-

ter der Empfindung darstellen. Auch fanden wir weiterhin, daß die deutsche Sprache, durch gewisse Konsonanten mit dem *en* oder *n* verbunden, die Stärke, die Beweglichkeit derjenigen Vorstellungen andeutete, welche in den Zeitwörtern dargestellt werden. Daraus entsprangen die bedeutungsvollen Verbalendungen der acht stärksten Konsonanten mit einiger Modifikation, als: *pen*, (*pfen*), *zen*, (*tzen*), *ten*, *ken*, *men*, *nen*, *len*, *ren*; *eln*, *ern*, (sonst *elen*, *eren*), *iren*, *igen*. Alle diese Attribute werden nun die Wurzel des Zeitworts haben müssen. Sie werden bestehen müssen aus einem Vokal oder Monotong und zwei Arten von Konsonanten, die den Vokal einschließen. Der letzte gehört dem Stamm an, in so fern er der Stamm eines Zeitworts ist. Daß diese Konsonanten nicht immer ganz genau ihr eignes abgeschlossenes Gebiet behaupten werden, das läßt sich wohl erwarten. Wir stoßen in der Sprache aber auch auf Zeitwörter, wiewohl sehr wenige, die theils ihren Stammkonsonans (den vordern) haben, den Verbalkonsonans aber entbehren, und theils wiederum auf solche, die den Stammkonsonans entbehren und den andern besitzen, — z. B. *üb-en*, *schau-en*. Prüfen wir solche Wörter, so kann es uns nicht entgehen, daß meistens nicht ohne Grund gerade der und kein anderer Vokal weggeblieben ist. Oftmals tritt aber auch der reine Hauch stärker oder schwächer, als *h*, an die Stelle des weggebliebenen Konsonans, z. B. *häuf-en*, *rei-h-en*, *wei-h-en*. Da nun jedesmal, wenn aus dem Zeitworte ein Hauptwort entsteht, *en* weggeworfen wird, wie

z. B. von *lauf-en*, der *Lauf*, *lob-en*, das *Lob*, so können wir mit der größten Sicherheit schliessen, daß es nur ein zufälliges Attributiv des eigentlichen Wortes ist, und wir nach seiner Wegnahme den Stamm des Zeitworts erhalten. Man kann aber auch nachweisen, daß in frühern Zeiten bloß das *e* weggeworfen wurde, um den Stamm zu erhalten. Daher die Aehnlichkeit zwischen dem Indikativ und dem Konjunktiv; daher das nachhauchende *e* an den abgeleiteten Hauptwörtern. Das Streben des Sprachgenius, den Gesezen der Individualität, der Harmonie ein Genüge zu leisten, hat dieses kakophonische *e* ganz von dem Stamm der Zeitwörter entfernt.

So wie wir durch Trennung des zufälligen Attributivs den eigentlichen Stamm aufgefunden haben, so müssen wir nun die übrigen zufälligen Attribute, d. h. die charakteristischen Kennzeichen, kennen lernen, um durch ihre Verschmelzung mit dem Stamm das Zeitwort in allen seinen Verhältnissen darzustellen.

Durch die eben angestellte Untersuchung haben wir nicht allein den Stamm des Zeitworts gefunden, sondern auch zugleich das charakteristische Kennzeichen des Infinitivs. Bei den Zeitwörtern, welche die Verbalendung *el*, *er*, mit dem vorangehenden charakteristischen Konsonanten haben, besteht das Kennzeichen des Infinitivs nur in dem bloßen *n*, weil die beiden *e* dem Gesez der Harmonie zuwider wären. Dies sieht man aus der Verbalendung *iren*, die im Niederdeutschen *eren* ist. Wir haben oben gesehen, daß die einfache Endung des Zeitworts, der Sprache

nicht zur Last gelegt, sondern vielmehr zum Vorzug angerechnet werden muß. Ihr war das Gesez der Korrespondenz wichtiger als das der Harmonie. Ja, die Mannigfaltigkeit der Vokale in der Verbalendung zeigte übrigens mehr von einem Wohlgefallen an ein bedeutungsloses Spielen mit Tönen, als von wirklichem Gefühl für wahre Harmonie.

Gehen wir jezt zu den charakteristischen Kennzeichen des Präsens und Imperfekts im Indikativ und Konjunktiv über. Die charakteristischen Kennzeichen des Präsens im Indikativ sind: — ich *-e*, du *-st*, er *-t*; wir *-en*, ihr *-et*, sie *-en*. Für das Präsens im Konjunktiv sind es dieselben mit einiger Veränderung im Singular: ich *-e*, du *-est*, er *-e*; wir *-en*, ihr *-et*, sie *-en*. Man hat gewöhnlich den beiden charakteristischen Kennzeichen des Präsens Ind. im Singular noch das *e* hinzugegeben, z. B.: ich lobe, lobest, lobet. Sehen wir aber auf die intransitive Flexion, wo es heißt: ich schlafe, du schläfst, er schläft, und nicht ohne Gewaltthätigkeit: schläfest, schläfet; im Konjunktiv hingegen: schlafest, schlafe; so können wir mit einiger Sicherheit schließen, daß dem Geiste der deutschen Sprache gemäß nur der unbestimmte Satz, d. h. der Konjunktiv, die gedehnten charakteristischen Kennzeichen haben kann. Jedoch verlangt das Gesez der Harmonie, daß diejenigen Zeitwörter, welche im Stamm sich auf ein *t* oder *d* endigen, die längere ältere Flexion im Indikativ wieder bekommen, als z. B.: ich leit-*e*, du leit-*est*, er leit-*et*; ich weid-*e*, weid-*est*, weid-*et*.

Die charakteristischen Kennzeichen des Imperfekts im bestimmten und unbestimmten Satz unterscheiden sich von denen des Präsens nur durch ein hinzugefügtes *t*, als: ich *-te*, du *-test*, er *-te*; wir *-ten*, ihr *-tet*, sie *-ten*. Der unbestimmte Satz schiebt, wie im Präsens, zwischen diese Zeichen und den Stamm noch ein dehnendes *e*, als: ich lob *-e-te*, du lob *-e-test*, er lob *-e-te*; wir lob *-e-ten*, ihr lob *-e-tet*, sie lob *-e-ten*. Die Zeitwörter, die im Stamm auf ein *t* ausgehen, schieben, des Wohlklangs wegen, d. h. um hier eine Härte zu vermeiden — im Indikativ auch ein *e* ein, gerade wie im Konjunktiv, als: ich wett *-e-te*, du wett *-e-test*, er wett *-e-te*; wir wett *-e-ten*, ihr wett *-e-tet*, sie wett *-e-ten*. Auf den ersten Blick scheint es beinahe, als ob der deutsche Sprachgenius, sonst so tiefen Sinnes, dem Wohlklang die Individualität aufgeopfert habe. Aber würde dieses oberste Gesez nicht noch mehr verletzt, wenn das Imperfekt dem Präsens ähnlich wäre, und dieses geschähe doch, wenn die Zeitwörter auf *t* nicht im Imperf. Ind. ein *e* einschöben.

Bei den Zeitwörtern mit der Verbalendung *eln* und *ern*, würden im Imperf. Konjunkt. zu viele *e* entstehen und die Betonung des Worts äusserst schwankend werden, wenn die Flexion hier ganz den regelmässigen Gang beibehalten wollte, als: sammel *-e-te*, sammel *-e-test*, sammel *-e-te*; sammel *-e-ten*, sammel *-e-tet*, sammel *-e-ten*; räucher *-e-te*, räucher *-e-test*, räucher *-e-te*; räucher *-e*

ten, räucher – *e – tet*, räucher – *e – ten*. Um dieses zu vermeiden, hat die Sprache zwei Wege eingeschlagen; entweder sie giebt dem Konjunktiv des Imperfekts dieselbe Flexion, wie dem Indikativ, oder sie legt den Ton auf das zweite *e* und wirft das erstere ganz weg, als: ich sammel – *ete*, sammel – *etest*, sammel – *ete*; sammel – *eten* u. s. w.; räuchr – *ete*, opfr – *ete* u. s. w. Diesen letztern Weg auch beim Konjunktiv des Präsens dieser Zeitwörter zu nehmen, wie es einige gethan haben — ist durchaus unrichtig, denn es ist kein hinreichender Grund dazu dort vorhanden.

Der Imperativ hat eigentlich keine eignen charakteristischen Kennzeichen, sondern ist nichts weiter als der verkürzte bestimmte Satz (Indikativ) des Präsens. Der Imperativ im Singular ist der bloße Stamm ohne alle Hinzufügung; im Plural aber erhält er ein bloßes *t* oder *et*, wenn sich der Stamm auf *d* oder *t* endigt.

Das Participium Präsens besteht aus der Verbalendung mit einem hinzugefügten *d*, als: loben – *d*, sammeln – *d*, räuchern – *d* u. s. w. In dieser Gestalt ist der unselbstständige Satz, das Participium, ähnlich dem Adverbium; soll es aber ein Adjektivum werden, so erhält es noch die charakteristischen Endsylben derselben und wird deklinirt.

Es bleibt uns nun noch das Participium Praeter. zur Untersuchung übrig. Bis jetzt fanden wir, daß die transitive Flexion sich die charakteristischen Kennzeichen als Nachsylben gebildet hatte; — hier sehen wir aber auf einmal sie von doppelter Art als Vor- und Nachsylben. Die Nachsylbe ist *t* oder *et*, die Vor-

sylbe aber *ge*, z. B. *ge - lob - t* oder *ge - lob - et*, *ge - opfer - t*, *ge - sammel - t*, — *ge - weit - et*, *ge - weid - et*. Es ist leicht zu sehen, wenn die Nachsylbe *et* ist, jedesmal denn, wenn der Name auf ein *t* oder *d* ausgeht. Etwas schwieriger wird uns die Erklärung der Vorsylbe *ge* werden. Wir finden diese Sylbe vor allen Hauptwörtern, welche Kollektiva sind, denen also mithin der Nebenbegriff der Stärke, des Nachdrucks eigenthümlich ist, als: Gestein, Geflügel, Geblüt, Gewölk, Geschwister u. s. w. Ein Gleiches deutet diese Sylbe bei Zeitwörtern an, als: gebrauchen, gedulden, gedenken, gerinnen u. s. w. Die Sprache wollte also vielleicht diesem Participio Praeter. einen größern Nachdruck, eine vorzügliche Betonung geben, da es zu so vielen Zwecken bestimmt ist. Es hilft die zusammengesetzten Formen des Aktivum, es hilft das Passivum bilden. Als unselbstständiger Satz des Zeitworts wird es überdem noch bald adjektivisch, bald adverbialiter gebraucht. Dafs diese Vorsylbe *ge* den Nachdruck bezweckt, kann man noch deutlicher erkennen, wenn man sie bei denjenigen Zeitwörtern im Participio nicht findet, die schon überhaupt durch die vorangesetzten Sylben: *be*, *ge*, *ver*, *zer*, *er*, *ent*, *emp*, gleichsam gesteigert worden sind, als: bedecken, gebrauchen, verscherzen, verkaufen, errichten, zerkrätzen, entfernen, (empfangen) u. s. w. Vorzüglich sichtbar wird dieses aber noch an den Zeitwörtern, welche mit *durch*, *über*, *um* und *unter* zusammengesetzt sind. Liegt der Ton auf dem Zeitwort schon, als: *durchfahren*, *durchbrechen* u. s. w., so hat das

Participium nie die Sylbe *ge*. Gewöhnlich haben diese Zeitwörter, je nachdem die Betonung, einen andern Sinn, als: unterhalten, *unterhalten* u. s. w. Bei den Zeitwörtern, die mit *hinter*, *voll* und *wider* (*contra*) zusammengesetzt sind, ruht der Ton ebenfalls auf dem Verbum, mithin kann ihr Particip kein *ge* erhalten. Es ist daher ein Fehler, wenn man bei wieder- (*rursus*) holenden Ton auf das Verbum legt und ihm im Participio kein *ge* giebt. Bei allen übrigen zusammengesetzten Zeitwörtern ruht der Ton auf der vorn angehängten Partikel, und sie haben also im Participio die charakteristische Vorsylbe *ge*. Eine kleine Verschiedenheit findet noch statt bei dem mit *miss* zusammengesetzten Verba. Bei einigen von ihnen ruht der Ton auf dem Zeitworte; diese erhalten also kein *ge* im Particip. Andre hingegen werfen den Ton auf die Partikel, als: *missbilligen*, *missbrauchen*, *missdeuten*, *misskennen*, *missgönnen*, *missleiten*; sie erhalten also das *ge*, aber auf doppelte Art. Sind sie transitive Verba, so wird das *ge* vor die Partikel; — sind sie aber intransitive, so wird es hinter die Partikel, also unmittelbar an den Stamm gesetzt. —

Dies wären also die charakteristischen Kennzeichen der einfachen Formen in der Flexion der transitiven Zeitwörter. Die zusammengesetzten Formen entstehen, wie dessen schon oben gedacht wurde, durch die Hülfszeitwörter verbunden mit dem Particip. Praet. Diese Operation ist so wenigen Schwierigkeiten unterworfen, daß die Tabelle hinlängliche Auskunft darüber giebt. Bei der Bildung zusammenge-

sezter Zeiten der Vergangenheit im Aktivo — werden wir jedoch einiges Wenige zu erinnern haben. Das Perfektum und Plusquamperfektum wird bekanntlich im Aktivo mit *haben*, gemacht. Es hat sich aber aus der intransitiven Flexion, wo diese Zeiten bei vielen Verba mit *seyn* gebildet werden — dieses Verfahren auch in die transitive Flexion eingeschlichen. Doch ist dies nur bei sehr wenigen Zeitwörtern geschehen, bei *stranden*, *folgen*, *schiffen*, *begegnen*, *gelangen*, *anlangen*, *scheitern* und *landen*. Diese bildeten ihr Perfekt und Plusquamperf. durch: ich bin und ich war; doch kann man, ohne dem verwöhnten Ohre viele Gewalt anzuthun, ihnen ihre eigenthümliche Flexion wieder geben.

Ehe wir diese Untersuchungen über die charakteristischen Kennzeichen schliessen, können wir nicht umhin, die Frage aufzuwerfen: ob wohl der Zufall die Wahl der Töne zu diesen Kennzeichen geleitet habe? Wenn uns auch die Wahrheit entginge, so ist es doch schon hinlänglich, das Nachdenken wenigstens rege gemacht und nicht durch stillschweigende Annahme des Zufalls unterdrückt zu haben. Wenn wir diese charakteristischen Töne betrachten, so finden wir, dass sie sich alle auf *st* und *t* beschränken. Beide sind starke Töne, vorzüglich das *st*, die einen bestimmten, gleichsam abschliessenden, Charakter haben. Die anschauende Person (die sogenannte erste) bedarf dieses Charakters nicht, denn indem sie anschaut, indem sie denkt, ist sie gleichsam in den Gegenstand ausser ihr versunken; — sie denkt blofs die-

sen. In der Rede hingegen beziehet sich die Anschauung, das Denken, auf das zweite gleichsam gegenüberstehende Subjekt der Rede — auf das Du. Dieses zweite Subjekt, das Du, schwebt dem erstern als ein klares, bestimmtes, abgeschlossenes Ganze vor, es wird also auch in der Darstellung diesen Charakter bekommen. Dem dritten Subjekt der Rede wird aus ähnlicher Ursache ein ähnlicher Charakter zukommen. Daher also das den Stamm mildernde *e* der ersten; das starke abschließende *st* der zweiten und das ebenfalls starke *t* der dritten Person. In der Mehrzahl muß ein ähnliches Verhältniß statt finden, aber mit geminder-tem Ausdruck; denn die Einheit kann von der Anschauung leichter als ein bestimmtes Ganze aufgefaßt werden, als das Vielfache. Daher hat auch die dritte Person im Pluralis den geringsten Grad von Bestimmtheit. Es ergiebt sich nun auch von selbst, warum der Konjunktiv (der unbestimmte Satz) einen dem Indikativ (der bestimmte Satz) verwandten, aber ungleich schwächern Charakter hat, den der deutsche Sprachgenius glücklich durch eine Dehnung der charakteristischen Kennzeichen ausdrückt und noch mehr bei intransitiven Zeitwörtern durch eine Dehnung des Stammvokals.

Die Vergangenheit, als ein gegenwärtig gedachter Moment der Anschauung, wird denselben Charakter tragen; — aber, als ein schon entfernter Moment der Anschauung, wird er nicht auf die Bestimmtheit der Gegenwart Anspruch machen können. Ebenso wenig wird auch das Futurum, als ein von der Gegenwart eben

so weit entfernt gedachter Moment der Anschauung, jenes Gepräge der Bestimmtheit haben können. Aus diesen Ursachen sind alle Flexionsformen der Vergangenheit und Zukunft im Indikativ und Konjunktiv gedehnter, länger, als die der Gegenwart. Alle germanischen Sprachen haben diesen sinnvollen Charakter, und vielleicht dürfte hierin auch der Grund liegen, warum sie mehr als alle andern Sprachen bei der Bildung der Flexionsformen sich der Hülfszeitwörter bedienen.

Nachdem wir nun das Wesen der transitiven Flexion auseinandergesetzt haben, gehen wir zum schwierigeren Theil unsrer Untersuchungen über, zur Darstellung der intransitiven Flexion.

Darstellung der intransitiven Flexion.

Hier kommt es nun vorzüglich darauf an, mit Bestimmtheit aufgefaßt zu haben, welche Zeitwörter denn eigentlich zu den subjektiven oder intransitiven gerechnet werden können. Wer mit philosophischem Geiste den Gang der Sprache betrachtet, der wird auch erwarten, daß der ungebildete Takt unserer Väter, der die Sprache schuf, unmöglich mit systematischer Konsequenz den Unterschied zwischen transitiven und intransitiven Zeitwörtern auffassen und durch eine eigne Flexion bezeichnen konnte. Einen

solchen Forscher gnügt auch schon das Streben der Sprache nach einer Harmonie zwischen Geist und Körper derselben. In diesem Streben übertrifft die deutsche Sprache wirklich jede gnügsame Erwartung. Sie hat durch eine eigne Flexion jene beiden grossen Klassen der transitiven und intransitiven Zeitwörter geschieden. Von den intransitiven Zeitwörtern hat der Sprachgenius jene, von uns oben genannten mittelbaren Zustands-Zeitwörter, ganz ausgeschlossen. Alle diese haben mit äusserst wenigen Ausnahmen, als: lesen, schreiben, schaffen u. s. w., transitive Flexion. Hingegen sind in das Gebiet der Intransitiva alle diejenigen Eigenschafts-Zeitwörter gezogen, welche eine Eigenschaft eines Dinges bezeichnen, von der man sich nur durch das Gefühl überzeugen kann: z. B. stechen, stossen, beißen, schlagen, reiben, heben u. s. w. Auf dem ersten Blick scheinen diese Zeitwörter Transitiva zu seyn; prüfen wir sie aber genauer, so finden wir, daß sie Attribute eines Subjekts sind, die das Prinzip ihrer Existenz in dem Subjekte selbst haben. Dies zeigen folgende Beispiele: die Dornen stechen; der Luftballon hob sich in die Luft; majestätisch erhoben sich die Berge; das Eis hielt noch immer; von mehrern Seiten wurde der Strik gerissen, aber er hielt dessen ungeachtet. — Der Erzieher wird nothwendig den Zögling auf diese Unterscheidung aufmerksam zu machen haben.

Gehen wir nun zurück, wie die Sprache diese intransitiven Zeitwörter in der Darstellung bezeichnen möchte, so haben wir oben gefunden (pag. 47 - 55),

dafs dies auf eine dreifache Art geschieht: entweder 1) durch eine eigne intransitive Flexion, die sich nach dem jedesmaligen Stammvokal richtet; oder 2) durch die transitive Flexion, wenn die subjektiven Zeitwörter sich mit jenen charakteristischen Verbalendungen, *pen* (*pfen*), *zen* (*tzen*), *ten*, *hen*, *llen*, (*eln*), *rren*, (*ern*, *iren*, *igen*), *mmen* und *nnen* endigen, oder im Stamm die Vokale *ae*, *oe*, *ue* haben; und endlich 3) durch die transitive Flexion, aber in reziproker Form. Die Ursachen davon waren ebenfalls oben angegeben worden. Hier noch Einiges zur ausführlicheren Erklärung.

Bei der ersten Art der Darstellung intransitiver Zeitwörter zeigt uns die Erfahrung, dafs es noch eine Flexionsform giebt, die ihren Grund in dem Nasenton des *n'* hat. Diese Flexionsform ist keine ganz eigenthümlich intransitive, sondern findet sich sowohl bei transitiven als intransitiven Zeitwörtern, wenn sie im Stamm entweder *in*, *ing*, *ind* oder *en*, *eng* haben. Dies geht in allen ihren Modifikationen zu dem verwandten *a* Ton über, als: nennen, ich nannte, genannt, singen, sang, gesungen, winden, wand, gewunden — rennen, rannte, gerannt u. s. w. Wir haben in der französischen Sprache einen ähnlichen Fall, wo nämlich eine ganze Klasse von Zeitwörtern, die im Stamm den Nasenton *ain*, *ein*, *oin*, haben, als: *plaindre*, *feindre*, *joindre*, auch eine eigne Flexionsform besitzen, die man aber bis jetzt ganz unter die sogenannten Irregularia geschoben hat. Am besten kann man diese deutsche nasale Flexionsform als eine

Abart der intransitiven Flexion des Stammvokals *e* und *i* auseinandersezzen, da doch die meisten Zeitwörter derselben intransitive sind.

Die intransitive Flexion ist nicht eine und dieselbe für alle subjektiven Zeitwörter, wie die transitive Flexion für die objektiven; — sondern sie richtet sich nach dem Stammvokal oder Monotongen. Es würde also die intransitive Flexion so viele Formen haben, als es deutsche Vokale und Monotongen giebt. Da aber die Vokale, *ue*, *oe*, *ae*, *u*, *o*, und die Monotongen *au*, *eu*, *aeu* ausgenommen sind, so wird die transitive Flexion nur eine vierfache Form haben, nämlich für die Stammvokale *a*, *e*, *i*, und den Stammmonotongen *ei*. Jede dieser vierfachen intransitiven Flexionsformen hat ihre eignen Gesezze, die sie soviel als möglich zu befolgen sucht. Irreguläre Zeitwörter müssen also nun nicht mehr alle Intransitiva seyn, sondern nur diejenigen, welche nach einer von dieser vierfachen Form flektiren sollten, es aber entweder gar nicht oder doch nicht ganz genau erfüllen.

Aus welcher Ursache die intransitiven Zeitwörter mit dem Stammvokal, *ae*, *ue* und *oe*, die intransitive Flexion nicht haben, dies wurde oben von uns gnügend eingesehen; warum aber auch die subjektiven Zeitwörter mit den Stammvokalen und Monotongen, *u*, *o*, *au*, *eu* und *aeu*, ein Gleiches leiden, dies bedarf hier einiger Untersuchung. Der erste Blick lehrt uns, daß diese Vokale und Monotongen gerade die tiefen sind. Um die Aufgabe zu lösen, müssen wir also wieder auf den Charakter der tiefen Vokale zurückge-

hen, denn nur darin wird das Prinzip der transitiven Flexion jener Zeitwörter zu suchen seyn. Die tiefen Vokale bezeichnen, wie wir oben fanden, die langsame, traurige, tiefe Empfindung, die daher weniger als jede andere des schnellen Uebergangs, der Veränderung, unterworfen ist. Hat nun aber einmal der Sprachgenius einem Zeitworte diese charakteristischen Vokale gegeben, so kann er ihm nicht auch zugleich die intransitive Flexion geben, denn diese beraubt das Zeitwort, nicht nur seines eigenthümlichen Charakters, sondern impft ihm vielleicht noch gar einen entgegengesetzten ein. Dafs dieses die alleinige Ursache seyn kann, dafür bürgt uns auch die Erfahrung noch in einem andern Punkte. Es giebt nämlich einige wenige intransitive Zeitwörter mit tiefen Vokalen, die dennoch intransitive Flexion haben, als: *hauen*, *sau-
fen*, *stossen*, (*rufen*). Die von ihnen gebildeten Hauptwörter gehen wieder auf den alten eigenthümlichen Vokal zurück; z. B. *rufen*, rief, der Ruf; *stossen*, stiefs, der Stofs; *saufen*, soff, hat freilich der Soff; aber man sagt doch lieber das Saufen, als der Soff. Aus *hauen*, hieb, wird auch der Hieb gebildet, man muß sich aber hierbei erinnern, dafs das veraltete (mit klieben, spalten verwandte) Wort *hieben*, seine Flexionsformen hat hergeben müssen, um das neuere *hauen* zu bilden.

Prüfen wir die zweite Art der Darstellung intransitiver Zeitwörter, so werden wir nur Weniges noch hinzuzufügen haben. Die Flexion ist nämlich unter der Bedingung jener charakteristischen Verbalendungen

die transitive. Gehen wir ein wenig in die frühern Zeiten der Sprache zurück, so finden wir, daß besonders in der niederdeutschen Mundart jene charakteristischen Verbalendungen nicht so unumschränkt von der intransitiven Flexion entbanden, als es jetzt die hochdeutsche thut. Und zwar geschahe dies mit den minder starken Endungen, *ten*, *men*, *nen*, auch manchmal, aber seltner, mit *llen*. Von den stärkern Endungen, als: *eln*, *ern*, *rren*, *tzen*, *pfen* oder *pen*, kommen keine Beispiele vor, und sollte es auch einmal der Fall seyn, so ist dies mehr die Schuld des Provinzialismus, als des allgemeinen Geistes der Sprache. Manche intransitive Zeitwörter, welche durch Anhängung dieser Endsylben zu Indikativen oder Frequentativen wurden und vorher intransitive Flexion hatten, haben dadurch aber auf einmal die transitive erhalten, z. B. streicheln, von streichen, empfindeln, von empfinden u. s. w. Ja, der Sprachgenius ging noch weiter. Wenn Zeitwörter mit intransitiver Form durch andre vorn angehängte Wörter oder Sylben auf einmal einen transitiven Sinn erhielten, so bekamen sie auch eine transitive Flexion, z. B. gleichen, abgleichen; schlagen, berathschlagen; fahren, willfahren; speien, verspeien. Zum Bewundern offenbart es sich hier, wie der noch ungebildete Takt im rohen aber natürlichen Menschen — so unverrückt auf die großen Gesezze der Geistesthätigkeit hinwies.

Ueber die dritte Art der Darstellung intransitiver Zeitwörter werden wir ebenfalls nicht viel mehr zu erinnern haben. Welche intransitive Zeitwörter

die reziproke Form bekommen müssen, das läßt sich nicht mit Gewifsheit sagen. Für den Deutschen selbst hat dies weiter keine Schwierigkeiten, wohl aber für den Fremden, der unsre Sprache erlernen will. Oft scheint es, als ob solche subjektive Zeitwörter diese Flexion erhalten haben, die jene charakteristischen Verbalendungen nicht hatten, durch eine regelmäßige intransitive Flexion mit andern Wörtern aber in Kollision gekommen wären. Oft sind es aber auch neuere subjektive Zeitwörter — wo alsdann schon das Bestreben sich zeigte, eine allgemeine Flexion für alle Zeitwörter zu bilden; aber wo man sich dennoch gedrungen fühlte, das Wesen der Intransitiva in der Darstellung nicht zu übergehen. So ist denn, eines Theils auch, die reziproke Form in der Flexion eigenthümlicher subjektivischer Zeitwörter entstanden.

Diejenigen Zeitwörter, welche der Sprachgenius dazu bestimmt hat, gewisse Nebenverhältnisse anderer Zeitwörter, gleichwie die Flexionsformen, zu bezeichnen (Hülfs-Zeitwörter, *Verba auxiliaria*), haben im Deutschen, wie in allen andern Sprachen, einen etwas abweichenden Gang. Die deutsche Sprache hat solcher Hülfs-Zeitwörter mehr als irgend eine andere, weil sie so wenige Flexionsformen besitzt. So sind nicht allein *seyn*, *haben* und *werden*, *Auxiliaria*, sondern auch: *mögen*, *dürfen*, *können*, *wollen*, *sollen*, *lassen* und *müssen*. *Thun* war ehemals ebenfalls ein *Auxiliare*, ist aber als ein solches jezt nur in Provinzialdialekten üblich. Wollen wir es uns erklären, warum die Hülfswörter fast in allen Sprachen

von der allgemeinen Norm der Flexion abweichen, so dürfte wohl die Ursache davon in ihrer abstrakten Bedeutung zu suchen seyn, die bei ihnen gröfser ist als bei irgend einem andern Zeitworte. Der Weg der bildlichen Uebertragung, den sonst der Sprachgenius einschlägt um abstrakte Zeitwörter zu schaffen und zu flektiren, — kann daher bei ihnen nur ein sehr unsicherer seyn. Es wird uns also nicht auffallen, wenn wir die Flexion dieser Auxiliaria in etwas abweichen sehen von der eigentlichen regelmässigen vierfachen intransitiven Flexion.

An einfachen und zusammengesetzten Formen ist die intransitive Flexion der transitiven völlig gleich. Das Perfekt und Plusquamperf. wird in der intransitiven Flexion theils mit *haben*, theils mit *seyn* zusammengesetzt. Welche intransitive Zeitwörter aber ihr Perfekt und Plusquamperf. mit *seyn* oder *haben* bilden, darüber werden wir nichts Bestimmtes angeben können. Nur so viel scheint mit ziemlicher Gewifsheit hervorzugehen, dafs diejenigen Zeitwörter, welche ihre transitive und intransitive Bedeutung nur durch ein Wort ausdrücken, als Transitivum *haben*, als Intransitivum aber *seyn* gebrauchen; z. B. brennen, subjektiv genommen, hat im Perfekto: *ich bin* gebrannt — objektiv aber: *ich habe* gebrannt. Das Haus ist abgebrannt — und er hat das Haus abgebrannt. Bei andern Zeitwörtern, welche die transitive Bedeutung durch eine Veränderung des Stammvokals ausdrücken, ist dies noch bemerkbarer, als z. B. bei schwimmen und schwemmen, *ich bin* geschwommen und *ich*

habe geschwemmt. Gewifs ist überhaupt das Streben der Sprache dahin gerichtet, bei den intransitiven Zeitwörtern, vorzüglich wenn sie aus einer von jenen oben angegebenen Ursachen die transitive Flexion haben, die zusammengesetzten Formen mit *seyn* zu bilden. Wäre unsre Muttersprache schon frühe von philosophischen Grammatikern bearbeitet worden, und hätte nicht sklavische Nachahmung fremder Sprachen den Schwung ihres Genius gelähmt; — sie würde auch hierin ihr Streben nach einer Harmonie zwischen Geist und Körper, freier, schöner entwickelt haben. Jezt bleibt dieser Punkt nur Sache der Erfahrung *).

Da die intransitive Flexion eine vierfache ist, so werden wir hier über die charakteristischen Kennzeichen derselben im Allgemeinen keine Untersuchungen anstellen können, sondern bei jeder einzeln intransitiven Flexionsform. Es bleibt uns nichts anders übrig, als zur Darstellung der vierfachen intransitiven Flexion selbst überzugehen.

*) Daher sind auch in den Tabellen diejenigen Intransitiva, welche mit *seyn* ihr Perf. und Plusquamp. bilden, durch ein * bezeichnet.

Darstellung der intransitiven Flexionsform für die subjektiven Zeitwörter mit dem Stammvokal A.

Das Erste, womit wir uns beschäftigen müssen, sind die charakteristischen Kennzeichen dieser Flexionsform. Für das Präs. Ind. und Konj. sind sie gerade dieselben, wie in der transitiven Flexion und werden auch gerade unter denselben Bedingungen mit dem Stamm verbunden. Jedoch ist bei der zweiten und dritten Person des Präs. Ind. der Stammvokal *a* in ein *ae* verwandelt, z. B. ich wachse, du wächst, er wächst. Es haben freilich einige neuern deutschen Grammatiker diese Steigerung, wie man sie nennen könnte, verdrängen wollen — aber sie haben gewiß dadurch dem Genius unserer Sprache Zwang angethan. Wir haben oben bei der transitiven Flexion gesehen, wie und aus welchem Grunde die Sprache die zweite und dritte Person des Präs. Ind. verstärkt durch die stärksten charakteristischen Kennzeichen. Bei der intransitiven Flexion thut sie dieses ebenfalls, nicht nur durch dieselben Kennzeichen, sondern auch durch eine Steigerung des Stammvokals. Warum wollen wir also ihr diesen Ausdruck rauben? Hier wird es also noch deutlicher, daß diese Personen durchaus nicht *est* und *et* zu charakteristischen Kennzeichen haben können. Man kann nicht sagen: du wächs - *est*, er wächs - *et*; man würde ja dadurch den Charakter der Bestimmtheit aufheben. Der Konj. Präs. hat diese Steigerung nicht, denn als der unbestimmte Satz muß

ihm ja der Charakter der Bestimmtheit mangeln, darum sind auch seine Kennzeichen: *est, e.*

Das Imperf. weicht in der intransitiven Flexion ganz von der transitiven ab. Die erste Person im Indik. ist der bloße Stamm, der aber seinen Vokal *a* in *u* verwandelt hat, als: wach*s*, ich wuch*s*. Diese Veränderung bleibt durchgängig im Imp. Ind. Die zweite Person hängt an den Stamm noch ihr eigenthümliches *st*. Die dritte Person ist wie die erste. In der Mehrzahl werden an den Stamm noch — *en*, — *et* und — *en* angehängt. Die charakteristischen Kennzeichen des Imperf. Konj. sind dieselben als die des Präs. Konj. Hierin ist also der Sprachgenius konsequent verfahren. Wenn wir aber sehen, daß er den Stammvokal *a* in *ue* verwandelt, so sollten wir beinahe auf eine Inkonsistenz schließen. Es ist aber dieses hier nicht der Fall. Die Deutsche Sprache hat, wie wir wissen, keinen Optativ, keinen Konditionalis durch eigne Flexionsformen ausgedrückt, sondern sie bildet vielmehr diese Modi durch die Hülf^s-Zeitwörter, werden, wollen, mögen. Die Erfahrung lehrt uns aber, daß sich der Sprachgebrauch dahin entschieden hat, den Konj. Imperf. anstatt eines Kondit. oder auch Optat. zu gebrauchen. Daher muß diese Form also einen gewissen Charakter der Bestimmtheit erhalten, der ihr sonst nicht zukommen würde. Die Zeitwörter der transitiven Flexion drücken jenes Nebenverhältniß aus diesem Grunde aus, entweder durch den Indik. Imperf. oder durch Hülf^s-Zeitwörter. Der Imperativ wird hier so gebildet, wie bei der transitiven Flexion.

Das Participium erhält unter denselben Bedingungen, wie bei der transitiven Flexion, das Augment *ge*. Der Stammvokal *a* bleibt unverändert. Die Endsylbe ist aber hier und bei der ganzen intransitiven Flexion ein bloßes *en* und nicht das stärkere *t* oder *et*, aus der muthmaßlichen Ursache, weil das reine subjektive Zeitwort kein Passivum haben kann, die Bestimmung des Participiums also keine zweifache ist.

Es giebt aber fast auch eben so viele subjektive Zeitwörter mit dem Stammvokal *a*, die sich freilich ganz nach dieser Flexionsform richten, jedoch im Imperf. Ind. anstatt des *u* ein *i* haben, als: schlafen, nicht ich schluf, sondern ich schlief. Der Konj. Imperf. hat alsdann ein langes *ie*, welches mit dem *ue* weit mehr verwandt ist. Sieht man aber auf ihre von ihnen abgeleiteten Hauptwörter, so haben viele den Stammvokal *u*, als: von fallen, Phul; von braten, brüten, Brut; von halten, Huld. Es scheint, als ob der Sprachgenius hier zwischen den beiden Endpunkten ungewiß geschwebt hätte. Durch das *ue* des Konjunktivs ist übrigens der Uebergang zu dem *i* gar nicht schwer. Doch ist es nicht uninteressant, den Grund dieses Schwankens zu suchen. Die deutsche Nation theilt sich in zwei große Stämme, den niederdeutschen und hochdeutschen. Der niederdeutsche Dialekt hat eine größere Hinneigung zu den tiefern Vokalen, daher findet man in vielen Provinzen noch üblich, blus, fung, hung, anstatt des hochdeutschen blies, fing, hing u. s. w. Es gab einst eine Zeit, in der beide Dialekte um den Vorrang kämpften. Man kann

das Schwankende in dieser Flexionsform als ein Resultat jenes Kampfes füglich ansehen. Da das Hochdeutsche jezt Schrift- und Nationalsprache der Deutschen geworden ist, so sollte eigentlich das *i* als das Charakteristische in der Flexionsform des Stammvokals *A* angesehen werden. Nur wenn wir dies annehmen, sind wir im Stande zu erklären, warum *jagen*, *rasen*, *darben*, *prangen*, *prahlen*, *wagen*, *spassen*, *traben*, *passen*, *strahlen*, *lachen*, die einzigen Ausnahmen dieser Flexionsform sind. Würden sie nämlich intransitiv flektirt, und hätten sie im Imperfekt *i*, so würden Aehnlichkeiten mit andern Wörtern entstehen, welches dem Gesez der Individualität zuwiderläuft. Prahlen, strahlen und lachen sind jedoch ausgenommen; warum diese nicht die intransitive Flexionsform des *A* haben, davon läßt sich kein hinreichender Grund angeben. Prüfen wir nun anderseits wiederum diejenigen Zeitwörter, welche das *a* in *u* verwandeln, so finden wir, daß wenn sie *i* annehmen würden, in den meisten Fällen ein ganz anderer Sinn entstünde, mithin also wieder ein Verstoß gegen das Gesez der Individualität entstünde: z. B. fahren, fier; bakken, biek; trag, trieg u. s. w.

Es giebt auch bei dieser Flexionsform fünf Ausnahmen von anderer Art, nämlich, objektive Zeitwörter mit dem Stammvokal *a*, welche die intransitive Flexionsform haben, als: laden, graben, waschen, schaffen und rathen. Den drei erstern kann man ohne Schwierigkeit ihre eigenthümliche transitive Flexion wiedergeben. Bei den beiden leztern dürfte

es unentschieden seyn, ob ihr ursprünglicher Sinn ein subjektiver oder objektiver sey, besonders bei *rathen*, wenn man es in der Bedeutung von aufrathen nimmt. Wird ihnen aber die transitive Flexion mit Recht zugesprochen, so sehen wir leicht, daß *schaffen* nicht in *i* und *rathen* nicht in *u* sich verwandeln kann.

Bakken, *schallen* und *fallen*, sollten ebenfalls, aus andern Gründen wiewohl, die transitive Flexion haben, nämlich ihrer starken Verbalendungen wegen. Bei den Wörtern, *bakken* und *schallen*, hat der Sprachgebrauch sich auch schon für die transitive Flexion erklärt; bei *fallen* hingegen war es nicht möglich, wegen der Aehnlichkeit mit *falten*, die dann hervorgegangen wäre.

In dieser Flexionsform finden sich viele Intransitiva, die auch ein Transitivum zulassen. Dieses wird von ihnen auf eine doppelte Art gebildet; entweder bleibt das Wort unverändert, oder es steigert den Vokal *a* in *ae*. (S. über dieses und die ganze Form die IIIte Tabelle.)

Darstellung der intransitiven Flexionsform für die subjektiven Zeitwörter mit dem Stammvokal E.

Der Vokal *E* nähert sich schon mehr als das *A* dem bestimmten Charakter des *ŷ*; verfährt also der Sprachgenius konsequent, so muß auch die intransitive

Flexionsform dieses Vokals wenigern Abweichungen unterworfen seyn. Wir finden wirklich auch hier nicht mehr das Schwankende der vorhergehenden Form. Hier ist der Gang schon bestimmt und fest entschieden.

Die charakteristischen Kennzeichen des Präs. Ind. und Konj. sind denjenigen der Flexionsform des *A* völlig gleich. Dort fanden wir, um des Nachdrucks willen, bei der zweiten und dritten Person des Präs. Ind. den Stammvokal *a* in *ae* gesteigert. Hier geschieht ein Aehnliches, das unsre oben aufgestellte Meinung noch mehr bestätigt. Der Stammvokal *e* in diesen beiden Personen wird nämlich in *i* gesteigert, als z. B. ich *breche*, du *brichst*, er *bricht*; ich *sterbe*, du *stirbst*, er *stirbt*. *Heben, genesen, pflegen, gehen und stehen*, machen jedoch von dieser Regel eine Ausnahme, um nicht das Gesez der Individualität zu verletzen. Es würden nämlich entstehen: hieb - *st*, genies - *st*, pflieg - *st*, gieh - *st* und stieh - *st*.

Das Imperf. Ind. und Konjunkt. wird bei dieser Flexionsform eben so gebildet wie bei der des Vokals *A*. Nur die Vokaländerung im Stamm ist andern Gesezen unterworfen. Der Vokal *e* verändert sich nämlich im Imperf. Ind. in *a*, und im Konj. in *ae*. Z. B. ich *breche*, ich *brach*, ich *bräche*. Es war vorauszu- sehen, daß hier kein bestimmter charakteristischer Vokal an die Stelle treten würde, da das Prinzip dieser Vokalveränderung nicht in dem veränderten Empfindungszustande des Anschauenden liegt. Auch hier finden sich Ausnahmen, aber nur drei, nämlich bei

heben, gehen und stehen. *Heben* kann, wie der erste Blick es zeigt, nicht *hab*, und im Konjunkt. daher nicht *habe*, flektiren, sondern hat *hob* und *höbe*. Einige haben auch wollen den Vokal *e* im Konj. Imperf. in *ue* verwandeln, welches durchaus aber gegen den Geist dieser Flexionsform ist, und als eine Irregularität angesehen werden muß. Von *gehen* und *stehen* sind die regelmässigen Formen: *gah, gahst, gah* u. s. w. und *stah, stahst, stah* u. s. w., nur im Niederdeutschen üblich; im Hochdeutschen sind sie ausgemerzt, und dafür an ihre Stelle getreten: ich *ging* u. s. w. und ich *stand*. Als Provinzialismus ist: ich *gang*, noch übrig, wie es richtiger heißen sollte und wie das abgeleitete Hauptwort: der Gang, es auch zeigt.

Die Bildung des Imperat. ist hier von der vorhergehenden verschieden, aber auch nur im Singular. Der Imperat. im Sing. ist nämlich für den bloßen Stamm wie überall; aber der Stammvokal *e* hat sich in das stärkere *i* verwandelt, welches dem Wesen des Imperativs auch angemessener ist.

Das Participium entsteht hier ebenfalls wie in der vorigen Flexionsform, nur wird der Vokal *e* in *o* verwandelt. Es giebt jedoch auch einige, wo das *e* unverändert bleibt, als: in *essen, fressen, messen, vergessen, genesen, geschehen, sehen, treten* und *geben*, wenn man dies letztere als ein Subjektivum ansehen will. Vermuthlich war *essen* das erste von diesen Zeitwörtern, das diese Abweichung von der allgemeinen Norm erhielt. Hätte es das Participium regelmäßig bilden sollen, so wäre ein dem deutschen Ohre

nicht wohlklingender Diphtong entstanden. Sollte er nun durch ein zwischen geschobenes *g* gemildert werden, so wäre wiederum ein Doppelsinn entstanden, indem es geheissen hätte, *gegossen*. Das eingeschobene mildernde *g* blieb und der Stammvokal *e* kam wieder zum Vorschein. So entstand die jetzt gebräuchliche Form *gegessen*. Als Provinzialismus findet man auch noch *geessen*. *Fressen*, *vergessen* und *messen* haben der Verwandtschaft wegen dasselbe Particip. angenommen. In *genesen* blieb der Stammvokal *e* im Particip., weil nur die Länge des Vokals *o* es von *genossen* unterschieden hätte. Warum *sehen* und *geschehen* im Particip. das *e* behalten haben, davon läßt sich der Grund nicht angeben. Von *treten* zeigt das abgeleitete *trott* und *trottiren*, daß ihm sonst diese Vokalveränderung nicht fremd gewesen sey. *Stehen* und *gehen* haben im Participio eine Vokalveränderung, die aber, wie der erste Blick zeigt, ihrem Imperfekto nachgebildet ist.

Es giebt ferner einige Zeitwörter mit diesem Stammvokal, die vollkommen regelmässig nach seiner Flexionsform gehen, die aber nicht völlig reine Subjektiva seyn dürften. Es sind die Zeitwörter: *stehlen*, *hehlen*, *geben*, *helfen*, *empfehlen*, *nehmen*, *befehlen* und *treffen*. Ohne ihnen vielen Zwang anzuthun, können wir ihre Bedeutung von der Seite auffassen, wo sie uns als solche Wörter erscheinen, welche Eigenschaften eines Subjekts bezeichnen, die das Prinzip ihrer Existenz in dem Subjekt selbst haben. Betrachten wir sie so, so können wir ihnen die intransitive

Flexion nicht entziehen. Wenigstens sehen wir doch, wie leicht hier der noch ungebildete Takt einer Täuschung unterworfen war.

Hingegen vollkommen transitive Zeitwörter sind: *dreschen*, *fechten*, *lesen*, *flechten*, *weben*, und dennoch hat ihnen der Sprachgebrauch die intransitive Flexionsform des Stammvokals *e* gegeben. *Dreschen*, *fechten*, *flechten* und *weben*, haben schon zum Theil die transitive Flexion wieder erhalten, aber *lesen* wird wohl immer unter die Ausnahmen gezählt werden.

Anderseits hat diese Flexionsform wiederum einige Ausnahmen, welche aus Zeitwörtern bestehen, die völlig intransitive sind, von der Sprachgewohnheit aber transitive Flexion erhielten. Es sind die Wörter: *beten*, *reden*, *leben*, *wehen* (wie *stehen*) *schweben* (Schwiebbogen) *kleben*. *Drehen*, subjektiv genommen, hat die reziproke Form der transitiven Flexion; doch zeigt das abgeleitete Wort *Draht*, daß das Wort wenigstens die intransitive Flexion des Vokals *e* hätte haben können. Wollten wir versuchen, ihnen allen die intransitive Flexionsform ihres Vokals zu geben, so würden wir sogleich auf Vergehungen gegen das Gesetz der Individualität stoßen.

In der Reihe subjektiver Zeitwörter mit intransitiver Form finden wir vier: *schrekken*, *gelten*, *schelten* und *bellen*, die eigentlich transitiv sich flektiren sollten, ihrer starken Verbalendungen wegen. *Schrekken* kann aber *schrecken* geheißen haben, wie die Analogie es uns bei *stechen* und *stekken* lehrt. Auch finden wir *sprekken* in den niederdeutschen Provinzen für *sprechen*.

Bellen wird selten mehr mit der intransitiven Flexion gebraucht. *Gelten* und *schelten* scheinen wegen des eintretenden *e* nicht transitiv flektirt worden zu seyn.

(S. die IVte Tabelle.)

Darstellung der intransitiven Flexionsform für die subjektiven Zeitwörter mit dem Stammvokal *i*.

Die charakteristischen Kennzeichen dieser Flexionsform sind den vorhergehenden gleich; ihr Unterschied beruht also nur auf die Vokalveränderung im Stamm. Die Verstärkung des Stammvokals, die wir dort in der zweiten und dritten Person des Präsens Ind. bemerkten, wird auch sichtbar, nur mit mehrerer Einschränkung. Sollte hier nämlich die Steigerung vor sich gehen, so mußte es durchaus durch den Monotongen *ei* geschehen, da *i* selbst der höchste Vokal ist. Da der Monotong *ei* aber schon eine eigne Flexionsform bildet, so hat sich der Sprachgenius für den zwar verwandten aber tiefern Monotongen *eu* erklärt. So finden wir das Präs. Ind. in einigen Zeitwörtern gesteigert, als: *kriechen*, du *kreuchst*, *kreucht*; *fliehen*, du *fleuhst*, er *fleuht*. Diese Steigerung ist nun aber veraltet und nur noch in der poetischen Sprache üblich. Durchgängig konnte diese Steigerung auch nicht bleiben, da sie zu häufige Verstosse gegen den Wohllaut der Sprache herbeiführen würde,

indem zu viele Konsonanten, und oft sich einander widerstrebende, in einer einzigen Sylbe sich anhäuf-ten. Wir können also, ohne der Sprache wehe zu thun, bei dieser Flexionsform jene Steigerung verwerfen; da ohnehin der Vokal *i* sehr stark ist, und die Sprache selbst schon aus demselben Grunde bei der Flexionsform des Monotongen *ei* ein Aehnliches gethan hat. Nur aus einem Vorhandenseyn einer solchen Steigerung ist es uns möglich zu erklären, warum die aus den Intransitivis dieser Flexionsform gebildeten Transitiva und Hauptwörter so häufig den Stammvokal *eu* haben. Sollen nämlich aus subjektiven Zeitwörtern objektive gebildet werden, so wird gewöhnlich der Vokal der erstern gesteigert, wie es der Charakter der letztern erfordert. Da nun bei der intransitiven Flexion schon in zwei Formen der Stammvokal gesteigert wurde, nämlich im Präs. Ind. und Imperf. Konj., so werden diese zu jenem Behufe angewendet, z. B. *fließen*, transitiv *flößen*; *triefen* macht *treufen*, auch *tröpfeln*; *biegen*, *beugen*; *schließen*, könnte transitiv *schleusen* machen, da schon das abgeleitete Hauptwort, die *Schleuse*, vorhanden ist.

Das Imperf. bildet sich eben so wie in den vorhergehenden Flexionsformen, nur verändert sich der Stammvokal *i* im Ind. in *o*, im Konjunkt. in *oe*, als: *fließen*, ich *floss*, ich *flösse*. Einige wenige Zeitwörter sind jedoch hiervon ausgenommen, nämlich: *sizzen*, *wissen* und *liegen*. *Sizzen* macht *safs*, *sässe*; *wissen*, *wufste*, *wüfste*; und *liegen*, *lag*, *lage*. Bei *liegen* mag vielleicht eine Verwechselung vorgegangen seyn,

mit *lügen*, welches transitive Flexion haben sollte, und dennoch *log*, *gelogen* macht. Wenigstens muß es mit *ie* geschrieben werden, denn es geht ganz nach der Flexionsform des *i* und bildet auch ein Transitivum auf *eu*, als: *leugnen*. Dafs von *liegen* (*lügen*) ein Hauptwort, *Lug*, abgeleitet wird, kann nichts entscheiden, da dies von mehreren Zeitwörtern auf *ie* geschieht, als von *fließen*, *Fluss*; von *biegen*, *Bucht*; von *gießen*, *Guss*; von *fliegen*, *Flug*; von *fliehen*, *Flucht*; von *schießen*, *Schuss*, u. s. w.

Das Participium behält denselben Vokal *o*, wie das Imperfektum, und auch die gewöhnlichen charakteristischen Kennzeichen des Partic. in der intransitiven Flexion, nämlich die Vordersylbe *ge* und die Endsylbe *en*. *Sitzen*, *wissen* und *liegen*, die im Imperf. von der Norm abweichen, thun es auch hier; *sitzen* macht *gesessen*; *wissen*, *gewusst*; und *liegen*, *gelegen*.

Im Imperatif geht bei dieser Flexionsform keine Veränderung des Vokals vor, und die charakteristischen Kennzeichen bleiben dieselben wie bei den vorhergehenden.

Der Sprachgenius behauptet hier schon einen so festen Charakter, dafs es unsers Wissens nur zwei intransitive Zeitwörter mit dem Stammvokal *i* giebt, welche nicht diese, sondern die transitive Flexion haben, nämlich *siegen* und *niesen*. Der Grund ihrer Abweichung liegt, so wie bei vielen andern, in dem Gesez der Individualität.

Auf der andern Seite giebt es auch hier zwei Zeitwörter mit völlig objektivem Sinn, aber intransitiver

Flexion, nämlich: *wirren*, *verwirren* und *verlieren*. *Verwirren* müßte schon der starken Verbalendung wegen die transitive Flexion haben, die ihm auch schon einigermaßen vom neuern Sprachgebrauch zu Theil geworden ist. *Bieten* (*herrschen*, daher *gebieten*, *verbieten*), *genießen* und *bitten* haben freilich auch intransitive Flexion, und ihre Bedeutung ist auf dem ersten Blick eine objektive; — doch liefse sich auch vieles für ihren subjektiven Sinn sagen. Ueberdem ist *bitten* und *beten* verwechselt worden, denn die Flexion von *bitten* sollte eigentlich *beten* angehören.

Schmelzen, *schwellen*, *quellen* und *melken* (*Milch geben*), als Intransitiva genommen, haben bis jetzt immer die Flexion des Stammvokals *i* gehabt. Wir glauben daher richtiger zu gehen, wenn wir ihnen daher auch im Infinitiv als Subjektiva den Stammvokal *i* geben, als Objektiva aber den alten Vokal lassen. Ein Aehnliches finden wir schon bei dem Worte *schwimmen*, welches in der transitiven Bedeutung *schwemmen* hat.

(S. die Vte Tabelle.)

Darstellung der intransitiven Flexionsform für die subjektiven Zeitwörter mit dem Stamm-Monotongen Ei.

Die intransitive Flexionsform im Allgemeinen erleidet dadurch keine wesentliche Veränderung, daß

sich hier anstatt des Vokals ein Monotong im Stamm findet. Die charakteristischen Kennzeichen bleiben hier gerade darum doch dieselben, wie bei den vorhergehenden Flexionsformen, und es kommt daher nur hier, wie dort, auf die bloße Vokalveränderung an. Im Präs. Ind. fällt hier sogar auch die Steigerung des Vokals oder Monotongen in der zweiten und dritten Person ganz weg. Dieser Monotong *ei* ist schon der höchste, mithin eine Steigerung unmöglich.

Im Imperf. Ind. und Konj. wird der Monotong *ei* in den Vokal *i* verwandelt. Da im Konj. aus den bekannten Gründen keine Steigerung statt finden kann, so unterscheidet er sich vom Ind. nur durch die vermittelst eines zwischengeschobenen *e* verlängerten charakteristischen Kennzeichens. Das *i* des Ind. erscheint aber bald als ein kurzes, bald als ein langes. Die Mehrheit ist jedoch auf Seite des erstern. Ist das *i* kurz, so wird auch zu gleicher Zeit der darauf folgende Konsonant verstärkt, entweder durch eine Verdoppelung oder durch eine Verwandlung in einen stärkern verwandten Konsonanten, z. B. *scheiden*, *schied*; *reiten*, *ritt*; *kneifen*, *kniff*; *schneiden*, *schnitt*.

Das Participium verändert ebenfalls seinen Stamm-Monotongen *ei* in ein *i*, und fügt alsdann die bekannte Vor- und Nachsylbe hinzu.

Der Imperativ behält seinen Stamm-Monotongen unverändert bei. Die charakteristischen Kennzeichen bleiben dieselben.

Es giebt nur vier Verba: *preisen*, *weisen*, *leihen* und *zeihen* (*verzeihen*), welche objektiven Sinnes sind,

aber dennoch diese vor uns liegende Flexionsform haben. Zum Theil hat ihnen aber schon der Sprachgebrauch die transitive Flexion gegeben, und es würde daher keine grossen Schwierigkeiten haben, wenn man ihre intransitive Flexion ganz zu unterdrücken suchte.

Wir stossen aber auch hier wiederum auf einige Zeitwörter, denen eigentlich die intransitive Flexion zukäme, die sie aber dennoch entbehren. Die meisten von diesen Ausnahmen werden wir jedoch erklären können, wenn wir annehmen, dafs der Vokal *i* im Imperfekt eigentlich kurz seyn müfste, wofür sich auch die meisten Wörter erklären, wie wir oben sahen. Dieses angenommen, können *reisen*, *heilen* (gesund werden) *meinen*, nicht intransitiv flektirt werden, weil sie alsdann mit *reissen*, *halten* oder *hüllen* und *minnen* kollidiren würden. *Kreissen*, *kreischen* und *streifen* haben sonst die intransitive Flexion gehabt, sie ist aber veraltet. Der Sprachgebrauch müfste diese wieder in ihre geraubten Rechte einsetzen. Warum *keimen* transitive Flexion hat, davon läfst sich der Grund nicht angeben.

(S. die Vite Tabelle.)

*

*

*

Hiermit wäre die Darstellung der vierfachen intransitiven Flexionsform geschlossen. Wir erwähnten aber oben auch einer eignen Flexion deutscher Zeitwörter überhaupt, sowohl transitiver als intransitiver, die ihren Grund einzig nur in einer nasalen Aussprache

des Stammes haben könne. Diese Aussprache tritt dann ein, wenn der Vokal *e* oder *i* mit einem nachfolgenden *n* überhaupt, vorzüglich aber mit *ng* oder auch *nd* verbunden wird. Es giebt demnach zwei Arten von Zeitwörtern mit nasaler Aussprache und Flexion. Beide Flexionsformen weichen jedoch nur in dem minder Wichtigen von einander ab, da sie beide ein gemeinschaftliches Prinzip haben.

Die charakteristischen Kennzeichen des Präs. Ind. und Konjunkt. sind bei beiden Arten gleich. Bei beiden fällt auch die Steigerung des Vokals in der zweiten und dritten Person des Ind. weg. Der Grund davon läßt sich mit einiger Bestimmtheit angeben. Da hier die nasale Aussprache das Charakteristische ist, so kann bei der Vokaländerung nur das verwandte *a* oder *ae* am schiklichsten genommen werden; beide Vokale sind aber schon im Imperf., und es würde daher ein Doppelsinn entstehen.

Im Imperf. Ind. verwandeln sich beide Vokale *e* und *i* in *a*. In so weit sind sich beide Arten gleich; sie weichen aber ab in der Annahme der charakteristischen Kennzeichen. Die Zeitwörter mit dem Vokal *i* nehmen die Kennzeichen der intransitiven, — die andern hingegen diejenigen der transitiven Flexion zu sich. Z. B. *singen*, ich *sang*, du *sangst*, er *sang*; *nennen*, ich *nannte*, du *nanntest*, er *nannte* u. s. w. Jedoch giebt es hiervon drei Ausnahmen, *bringen*, macht ich *brachte* u. s. w.; *schinden*, ich *schund* u. s. w.; und *denken*, ich *dachte* u. s. w. Im Konj. Imperf. wird der Vokal *a* in *ae* verwandelt, aber bloß nur bei den

Zeitwörtern auf *i*. Aus zwei verschiedenen Ursachen kann diese Steigerung bei dem Vokal *e* unterblieben seyn. Entweder weil schon der Ton des *e* zwischen zwei Konsonanten ausgesprochen dem *ae* gleich kommt, oder weil die nasale Flexion dieser Zeitwörter zum Theil eine transitive ist, und bei dieser bekanntlich keine Steigerung vorkommt. Hier wird es uns vorzüglich sichtbar, wie die nasale Flexion zwischen der transitiven und intransitiven schwebt, als ein Beweis, daß das Prinzip ihrer Existenz nicht in dem eigentlichen Wesen der Wörter, sondern in dem Ton derselben gesucht werden müsse. Dieser Beweis wird noch dadurch verstärkt, daß selbst die reziproke Form sich dieser Flexion unterwerfen muß, als: ich *besinne* mich — ich *besann* mich — ich *befinde* mich — ich *befand* mich u. s. w.

In der Bildung des Particip. weichen ebenfalls beide Arten ab. Die auf *i* verwandelt diesen Vokal in das tiefere *u* und nimmt dann die charakteristischen Kennzeichen der intransitiven Flexion *ge* und *en*. Nur einige wenige machen hiervon eine Ausnahme, nämlich: *spinnen*, gesponnen; *sinnen*, gesonnen; *rin-
nen*, geronnen, und *gewinnen*, gewonnen. Die Hineigung zur intransitiven Flexion des Vokals *i* ist nicht zu verkennen.

Die Zeitwörter auf *e* hingegen verwandeln den Stammvokal in *a*, und geben sich dann die charakteristischen Kennzeichen der transitiven Flexion *ge* und *t* oder *et*.

Das Imperf. wird bei beiden Arten völlig gleich ge-

bildet. Beide behalten den Stammvokal *e* oder *i* unverändert bei, und fügen im Plur. nur noch *t* oder *et* hinzu.

Von den Zeitwörtern auf *i* finden wir nur vier Ausnahmen, die diese Flexion nicht haben, nämlich: *hinken*, *winken*, *blinken* und *erblinden*. *Hinken* und *winken* haben sie sonst wohl gehabt, sie ist aber veraltet. Von *blinken* ist noch das abgeleitete Adjekt. *blank* vorhanden, welches auf die eigentliche Flexion hindeutet. Es bleibt also nur das einzige *erblinden* als Ausnahme nach.

Von den Zeitwörtern auf *e* giebt's mehrere Ausnahmen: *trennen*, *mengen*, *schenken*, *sengen* und *lenken*. Bei einigen von diesen finden wir noch die schon veraltete Flexion, bei andern beurkunden abgeleitete Wörter ihren ehemaligen richtigen Gang. *Schenken*, hat sonst flektirt, *schank*, *geschonken*. Von *mengen* ist *manch*, *mancherlei*, abgeleitet. *Lenken* würde mit *langen* zusammen fallen. *Trennen* und *sengen* bleiben also auch hier nur allein als wirkliche Anomalien nach.

Zum Schluß dürfen wir hier nicht die Bemerkung übergehen, daß es übrigens leicht sey, diejenigen aus den Intrans. auf *i* abgeleiteten Transitiva auf *e* mit diesen Zeitwörtern der nasalen Aussprache zu verwechseln. Es sind deren vier: *drengen*, von *dringen*, *senken* von *sinken*, *sprengen* von *springen*, *verschwenden* von *schwinden*. Am richtigsten würden diese mit *ae* geschrieben, wie *tränken* von *trinken* u. s. w.

(S. die IVte und Vte Tabelle.)

Obgleich wir oben auseinander setzten, warum die subjektiven Zeitwörter mit den Stammvokalen und Monotongen *u*, *ue*, *o*, *oe*, *au*, *ae*, *aeu* und *eu* keine intransitive Flexion hätten; so bedürfen sie dennoch hier einer nähern Betrachtung, in wiefern nämlich die etwanigen Abweichungen einen hinreichenden Grund haben.

Bei den Zeitwörtern mit dem Stammvokal *u* weichen nur zwei ab, *rufen* und *thun*. Beide haben eine der intransitiven ähnliche Flexion. *Rufen* verwandelt im Imperf. seinen Stammvokal in *i*. Das von ihm abgeleitete Hauptwort hingegen behält seinen Vokal unverändert bei, als: *der Ruf*. Unterdessen hat sich der Sprachgebrauch schon sehr häufig für die transitive Flexion von *rufen* erklärt. Es war nämlich gar kein hinreichender Grund für seine intransitive Beugung vorhanden. *Thun* hingegen wird wohl immer eine Ausnahme bleiben, seine intransitive Flexion ist schon zu sehr zur Gewohnheit geworden. Selbst in dem abgeleiteten Hauptworte verändert es seinen Vokal, als: die *That*. Der Grund seiner Abweichung dürfte vielleicht ein zweifacher seyn. Zum Theil konnte es als ein Hülfszeitwort angesehen werden, wie es in der Volkssprache noch ist, ähnlich dem englischen *do*. Zum Theil kann aber auch die Aehnlichkeit mit *thuten*, einem veralteten, der Bedeutung von *dudeln* nahe kommenden Zeitworte, von der transitiven Flexion abzugehen Gelegenheit gegeben haben.

Bei den Zeitwörtern mit dem Stamm-Monotongen *au* finden wir schon mehrere, die eine intransitive

Flexion haben, nämlich: *hauen*, *saufen*, *saugen*, *schrauben* und *laufen*. Sie flektiren sich jedoch nicht alle gleich, einige verändern ihren Monotongen in *o*, als: *saufen*, *saugen* und *schrauben*; die andern wiederum in *i*. Von allen diesen hat nur *hauen* in dem abgeleiteten Hauptworte das *i* des Imperf. beibehalten, theils weil der Monotong *au* auf einen Verstofs gegen das Gesez der Individualität führen könnte, theils weil es auch von dem alten *hieben* abgeleitet seyn dürfte. *Saugen* und *schrauben* werden schon fast überall transitiv flektirt; eben so gut könnten es *laufen*, *hauen* und *saufen* werden. — Es läßt sich nur ein wahrscheinlicher Grund für die Abweichung dieser fünf Zeitwörter überhaupt angeben. Ihr Stammlaut nämlich ist ein Monotong, d. i. ein aus zwei Vokalen zusammengesetzter Laut. Die Flexion könnte sich also eben sowohl nach dem ersten als nach dem andern Vokal richten. Jedoch müßte die erste einen Vorzug behaupten, da die andere gar keine intransitive Flexion zuläßt. So finden wir es auch wirklich. Alle fünf verwandeln *au* in *i*, wenn sie nicht dadurch mit andern Wörtern kollidiren sollten, wie es bei *saugen* und *schrauben* und *saufen* der Fall ist. Diese letztern behalten in dem Falle ihr *u*, welches aber im Hochdeutschen in *o* verwandelt worden ist.

Bei den Zeitwörtern mit dem Stammvokal *ue* stoßen wir auf zwei Abweichungen, *kühren* und *lügen*. Wir brauchen jedoch nur diese beiden Wörter anders zu schreiben und ihre Unregelmäßigkeit verschwindet, nämlich *kyhren* und *ligen*. Auch ist das Recht dazu

auf unsrer Seite. *Kyhren* ist vermuthlich ein von dem griechischen *κυριος*, mit der Endung *iren* (die allen aus fremden Sprachen stammenden Zeitwörtern zukommt) gebildetes Wort, in der Bedeutung von *einen Herrn machen*. Das *i* der Endung ist mit dem *i* des Stammes zusammengeschmolzen, und daraus ein doppeltes langes *yh* entstanden. Soll es nun intransitiv flektirt werden, so muß dieses nach der Flexion des Vokals *i* geschehen, wie es denn auch in der That geschieht. *Lügen* hat ebenfalls ganz die Flexion des *ŷ*, warum wollen wir denn also nicht *ligen* oder *lygen* schreiben, da wir es überdem auch so aussprechen? Wie wir es schon oben sahen, so kann das in dem abgeleiteten Hauptworte *Lug* befindliche *u* nichts entscheiden.

Von den Zeitwörtern auf *o* sind nur *stoßen* und *kommen* mit einer intransitiven Flexion vorhanden. Beide beugen sich überdem ganz verschieden. Ueberhaupt dringt sich uns hier die Bemerkung auf, daß die Ausnahmen, bei dieser Klasse von Zeitwörtern mit den tiefen Vokalen, selbst von einander abweichen, ein hinlänglicher Beweis, daß dieser Klasse keine eigenthümliche intransitive Flexion zukommen kann. Die Ausnahmen sind nur ein Zeichen, daß im Anfange der Sprachgenius schwankte, ehe er sich nach einer bestimmten Seite hinneigte.

Bei den Zeitwörtern auf *oe* finden sich freilich drei Ausnahmen, *erloschen*, *schwören* und *gönnen*, aber ihre Erklärung hat nichts Schwieriges. *Gönnen* hat schon längst die ihm zukommende transitive Flexion

erhalten. *Erlöschen* ist ein bloßes objektivisches Zeitwort, von dem Subjektivum *erlischen*, kann also durchaus nicht intransitive Flexion erhalten, es sey denn, daß man anstatt des eigentlichen subjektivischen Infinitiv's *erlischen*, *erlöschen* gebrauchen wollte. Bei *schwören* ist wahrscheinlich eine Verwechslung vorgegangen mit *schwären*. Nur das letztere ist ein reines Intransitivum. Es hat ganz die Flexion des Vokals *i*, und zeigt dadurch, daß es eigentlich *schwiren* oder *schwieren* heißen müßte. Die abgeleiteten Wörter, *schwierig*, *Schwierigkeit*, *Geschwier*, machen dies noch wahrscheinlicher. *Schwören* müßte daher die transitive Flexion erhalten.

Wir kommen jezt zu dem letzten Vokal, der Ausnahmen hat, nämlich *ae*. Hier finden wir deren vier: *gähren*, *gebähren*, *schwären* und *rächen*. *Gähren* und *gebähren* haben aber ein *e* zum Stammvokal, wie dies aus ihrer Flexion und zum Theil auch aus den von ihnen abgeleiteten Wörtern hervorgeht. Man schreibt z. B. nicht *Bähre*, sondern *Beere*; nicht *begähren*, sondern *begehren*. *Schwären* ist eben erklärt worden, und *rächen* muß durchaus transitive Flexion haben, denn im entgegengesetzten Falle verstößt es gegen mehr als ein Gesez der Sprache. Auch hat sich schon der Sprachgebrauch für seine transitive Flexion erklärt.

Die Zeitwörter mit den Stamm-Monotongen *aeu* und *eu* haben gar keine Abweichungen. *Beugen* nämlich ist das Transitivum von *biegen*, macht also nicht *bog*, *gebogen*, wie sein Intransitivum. (Ueber diese ganze Klasse von Zeitwörtern s. die VIIte Tabelle.)

*

*

*

Bei allen unsern bisherigen Betrachtungen der verschiedenen Familien deutscher Zeitwörter, haben wir die sogenannten Hülf-Zeitwörter übergangen. Wir werfen also nun zum Schluß einen Blick auf sie. Be-

kanntlich sind es folgende: *seyn*, *haben*, *werden*, *sollen*, *können*, *müssen*, *wollen*, *mögen* und *dürfen*. Worin der Grund ihrer abweichenden Flexion zu suchen sey, dies haben wir ebenfalls oben gesehen. Aus ihm folgt aber noch nicht, daß sie so ganz von jeder Art der Flexion abweichen müssen, indem sie den Charakter der transitiven und intransitiven Flexion mit einander verschmelzen. Es müssen also mehrere Ursachen hinzugekommen seyn. Einige, wie *seyn*, *mögen* und *dürfen*, sind nämlich aus mehrern alten Wörtern zusammengesetzt; andere, wie *können*, *wollen*, *müssen*, haben sonst einen andern Stammvokal gehabt; einige, wie *können*, *wollen*, *sollen*, haben eine Verbalendung, die keine transitive Flexion zuläßt; und andere wiederum haben nach dem Gesetze der Harmonie ihren Ton in etwas verändert, wie *haben*, *mögen*. Auf alle diese Ursachen müssen wir Rücksicht nehmen, wenn wir den abweichenden Flexionsgang der deutschen Hülf-Zeitwörter genügend erklären wollen. Versuchen wir es.

Dem Zeitworte *seyn* liegen die veralteten Wörter: *binnen*, *wesen* und *waren* zum Grunde. *Binnen* finden wir noch in dem Umstandswort *binnen*, *wesen* in *verwesen*, und *waren* in *währen*, wieder. Alle diese Wörter bezeichneten den Begriff der unendlichen Dauer, den jezt *seyn* ausdrückt.

Dürfen ist ebenfalls aus mehrern Wörtern entstanden, daher es auch einen doppelten Begriff bezeichnet; sowohl den des Nöthighabens, als den des Könnens (nach einer Erlaubniss.) Wahrscheinlich waren beide Begriffe in *daren* und *derfen* vertheilt. Von dem erstern ist daher *darben*, *derben* entstanden. Aus dem letztern bildet sich hingegen ohne Zwang nach der Flexionsform des Vokals *e*, ich *darf* und *gedorft*, oder platt *gedurft*.

Wollen muß sonst im Infin. den Stammvokal *i* ge-

habt haben, wie man dies auch aus *bewilligen*, der *Wille*, deutlich ansehen kann. Die Vokalveränderung ist also regelmässig, nicht aber die charakteristischen Kennzeichen des Imperf. und Particips; denn diese gehören der transitiven Flexionsform, vielleicht wegen der Verbalendung, vielleicht auch um nicht gegen die Individualität des Worts zu verstossen.

In *mögen* finden wir die Vokalveränderung der Flexionsform des Vokals *e*, nur nicht auf der bei den intransitiven Zeitwörtern gewöhnlichen Stelle. Wir können daraus schliessen, dass dieses Wort ursprünglich *megen* geheissen habe. Der Konj. Imperf. muss daher *mäge* gewesen seyn. Wir wissen, von oben her, dass, wenn aus Intransitiven Transitiva gebildet oder die erstern auch nur verstärkt werden sollen, dieses durch die Annahme des Vokals aus dem Konj. Imperf. geschehen muss. *Ae* und *oe* sind aber leicht zu verwechseln, wie wir es bei *schwären* und *schwören* deutlich sahen. So entstand *mögen*, dem die transitive Flexion nun eigenthümlich seyn musste. Es ist daher richtiger zu schreiben, *mögte*, als *möchte*. Aus beiden Formen der intransitiven, *megen*, und der verstärkten, *magen*, ist das heutige *mögen* hervorgegangen.

Können ist aus dem alten *kannen* (englisch *can*) entstanden, auf eine ähnliche Art wie *mögen*.

Werden hat ganz die regelmässige Flexionsform des Vokals *e*. Daher ist das Imperf., *ich ward*, auch richtiger, als *ich wurde*.

Haben erhält ebenfalls die regelmässige transitive Flexionsform, jedoch ist zur Vermeidung einer kleinen Härte im Imperf. das *b* des Stammes in ein *t* verwandelt worden. In dem abgeleiteten *handhaben* ist diese Härte geblieben, um nicht eine grössere zu begehen.

Müssen ist auf eine ähnliche Art, wie *können*, abgeleitet worden.

So haben wir den Gang unserer Untersuchungen vollendet. Was wir hier fanden, das liegt nun vor uns da; ob als ein todtes unwirkbares Ganze, oder als ein lebendiges in Entwicklung des Geistes kräftig eingreifendes, — das ist in unsrer Hand. Wir haben gesehen, welchen Einfluß die Entwicklung und Darstellung dieser Lehre auf die Richtung des Gemüths und auf die Kenntniß vom Geiste der Völker haben könne. Wir haben versucht zu zeigen, daß unsrer alten herrlichen Muttersprache Gesezze zum Grunde liegen, aus deren Anschauung sich jene glüklichen Resultate ergeben können. Möge der Erzieher nun auch seinerseits versuchen, nach der Individualität seines Zöglings denselben Gang der Untersuchungen zu machen. Vielleicht dürfte er finden, daß die streng wissenschaftliche Methode auch die elementarische sey. Der Erzieher könnte freilich auch jene gewonnenen Ansichten von den Gesezzen und dem Geiste der Flexion dem Zöglinge als Resultate geben. Aber ein Anderes ist es, diese Ideen selbst gewinnen lassen, und ein Anderes, sie bloß geben. Im leztern Falle sind sie nur Materialien ohne Leben für das Gedächtniß. Vorzüglich muß der Erzieher bei der Sprache diesen Weg vermeiden. Durchaus ist es gerade hier nothwendig, den Weg der Entwicklung langsam und mit steter Besonnenheit zu gehen, immer mit Hinblik auf Erfahrungen ähnlicher Art. Selbst muß der Zögling sich die Schlüsse bilden aus den Erscheinungen, die sich ihm aus allen Gesichtspunkten darbieten. Nur so werden in ihm verwandte Ideen aufgeregt, die seinen Geist zum ernstesten Nachdenken führen. Nur durch die häufigen Erfahrungen erhalten seine Ansichten Leben und Anschaulichkeit, und nur so können sie alsdann ihren eigenthümlichen schönen Einfluß auf sein ganzes Treiben und Schaffen erhalten.

ennzeich

Tabelle I.

Best			
Zeiter	<i>unktivus.</i>	Unselbstständiger Saz. <i>Participium.</i>	Selbstständiger Saz. <i>Infinitivus.</i>
	M.	— end (— elnd.) — ernd.)	— en; — eln; — ern.
Bez	M.		
	M.	} ge — t (et).	
Rei	ge — t (et).		
	ge — t (et).		
	e — t (et).		ge — t haben.
Fr	M.		
	ge — t (et).		
Pl	ge — t.		
	ge — t.		
	M.		
R	— en.	(zu — end ?? adjektivisch)	— en werden.
	— en.		
	— en.		
V			
Fu			

er --

schon
erhalten und Schatten erhalten.

Tabelle III.

vokal A.

Selbstständige Saz.	Vergangenheit imten Saz.	Befehlender Saz.		Unselbstständiger Saz.
*wachse	E. — est, — ü — e.	E. — a —	M. a — t (et).	ge — a — en.
	M. — et, — ü — en.			
schlafen	E. — est, — i — e.			
	M. — et, — i — en.			

<i>I.</i>	<i>R.</i>		<i>I.</i>	<i>T.</i>
*bakker	— ten.	— zen.	walzen.	wälzen.
*ver	er —	be —	wachen.	wekken.
mahlen.	ten.	ver —	*er —	
schlagen	—	schwazzen.	be —	
	en.	ver —	(kalten).	(kälten).
	en.	be —	*er —	er —
	—	schmazzen.	ranken.	ränken.
*fahren	en.		haften.	häften.
*ent	— en.		*be —	
			wanken.	wanken.
			(matten).	(matten).
*jagen.			*er —	er —
*ent	—		plazzen.	plazzen.
tragen.			*zer —	
r. be	—		knallen.	knallen.
r. ver	—		ballen.	ballen.
			dampfen.	dampfen.
			*ver —	
			spalten.	spalten.

hmen.

ssen.

ahlen.

chen.

e —

er —

klagen.

be —

ver —

fassen.

amvokal E.

Satz	Beziehende Vergangenheit im unbestimmten Satz.	Befehlender Satz.	Unselbststän- Satz.
ber	E. ch-ä-e, -ä-est, -ä-e. M. -ä-en, -ä-et, -ä-en.	E. M. -i- -e-et.	ge-o-en.
bre	E. -e-ete, -e-etest, -e-ete. M. -e-eten, -e-etet, -e-eten	E. M. -e- -e-t.	ge-a-t.

Form.	Regelmäßige.	
	I.	T.
*b nich.	brennen.	brennen.
*b nich.	*ver-	ver-
*e nich.	*rennen.	rennen.
*r nich.		ver-
*r h.		be-
*h.	nennen.	
(d) h.	er-	
*h.	be-	
*r h.	kennen.	
—	be-	
w nich.	ver-	
mich.	er-	
ich.	wenden.	
mich.	ver-	
st nich.	ent-	
—	senden.	
ich.	ver-	
nich.	denken.†	
sc	ver-	
*	be-	

Ausnahmen.

n	trennen.
	mengen.
*	schenken.
	sengen.
b	lenken.

Tabelle V.

vokal i.

Selbstst. Saz.	hende Vergangenheit unbestimmten Saz.	Befehlender Saz.	Unselbstständiger Saz.
	E. --e, --ö--est, --ö--e.	E. --i--	ge--o--en.
fließen.	M. --en, --ö--et, --ö--en.	M. --i--et.	
	E. --e, --ä--est, --ä--e.	E. --i--	ge--u--en.
singen.	M. --en, --ä--et, --ä--en.	M. --i--et.	

Regelmässige.		Reziproke Form.
I.	T.	
I. h. * fließen.	* springen. sprengen.	ich besinne mich.
* ver--	* ent--	ich entsinne mich.
* ent--	* dringen. drängen.	ich befinde mich.
* stiebeh.	r. schwingen schwengen.	
* ent--	* ent--	I. Ausnahmen.
schmilzh.	* er--	bringen.
* schw.	* sinken. senken.	ver--
* ver--	* ver--	schinden.
* quille	* schwinden. (schwenden).	
ent--	* ver--	T. Ausnahmen.
* schw.	* ent--	hinken.
* ent--	trinken. tränken.	winken.
liegen.	r. be--	blinken.
* biege	* er--	
milche	zwingen. zwängen.	
triefen.	er--	
* (schl.)	be--	
wiegen	erblinden. blenden.	
	singen. spinnen. †	
	be--	ver--
	schlingen.	er--
	ver--	be--
	ringen. sinnen. †	
	er--	r. be--
	* klingen.	r. ent--
	er--	er--
	binden. stinken.	
	ver--	rinnen. †
	be--	* ent--
	ent--	* ge--
	dingen. finden.	
	be--	er--
	gewinnen. †	r. be--
	winden	
	be--	
	ent--	

Tabelle VI.

Monotongen *ei*.

Se d	nde Vergangenheit bestimmten Saz.	Befehlender Saz.		Unselbststän- diger Saz.
		E.	M.	
sch	E. —i—est, —i—e.	E. —ei—, (e)	M. —ei—t, (et).	ge — i — en.
v	M. —i—et, —i—en.			

n.	
kn	<i>Intransitive Ausnahmen.</i>
	preisen.
*s	weisen.
v	ver —
r	be —
be	er —
	leihen.
	ver —
sch	zeihen.
	ver —

bl	<i>Transitive Ausnahmen.</i>
*v	reisen.
sch	kreissen. kreischen.
n.	schweifen.
—	heilen.
a.	keimen.
sch	streifen.
rei	meinen.
	weilen.

*r

rei

pf

tre

gl

Tabelle VII.

kal U.

ingenheit
n Saz.

Befehlender Saz.

Unselbstständiger
Saz.

E.

M.

thu
thu

thu (e) | thut (et).

ge — tha — n.
(en).

ich ten Saz.

(ö)

E.

M.

Saz.

aufen

st, — e.

sauf.

| sauf — t.

ge — soff — en.

et, — en.

s grau
s dau
s sch
es tha
es verl

kräuseln.
läuten.
be —
säuern.

ongen aeu.

ch str
ch äu
ch rä
ch bä

ongen eu.

ich fre
ich sch
es ger

56

 $\sqrt[3]{12}$

23

110

1

七

3

55

40

18

7

2

75

6-9



Braunschweig, Johann Daniel,

Pädagogisch-linguistische Aufsätze Heft 1

Riga 1811

L.gen. 10 m

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10582829-7